Nr. 46 | Leipzig, den 16. November | 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: In der letzten Stunde — Luther im Bauernkriege: 2. Luthers Stellung zu Beginn der Bewegung; 3. „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" — Schulreform: 2. Das Ziel: Christliche Charakterbildung — Ein Blick auf das Berliner Theaterwesen — Vom achtzehnten deutschen Protestantentage (Erste Hälfte) — Bücher und Schriften: Der gute Hirt in der altchristlichen Kunst; Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes; Der religiöse Wahnsinn; David und Jonathan; Zur Besprechung eingesandte Bücher — Verschiedenes: Noch einmal die denkwürdige Reformationsfestpredigt; Auch eine konventionelle Lüge — Briefkasten der Redaktion — Quittung — Anzeigen

In der letzten Stunde

Kinder, es ist die letzte Stunde. 1. Joh. 2, 18

Durch das ganze Neue Testament geht das Bewußtsein, daß es mit der Welt zu Ende gehe. Die Erscheinung Jesu Christi, die neue Zeit, die er gebracht hat, macht der irdischen Welt ein Ende, seine Wiederkunft steht nahe bevor, es ist die letzte Stunde des großen Welttages: das ist nicht eine zufällige Ansicht der urchristlichen Gemeinde, sondern ein wesentliches Stück ihres Glaubensbewußtseins.

Darin sind darum alle Apostel einig. Und wenn Paulus auch im Philipperbrief (1, 23) mit der Möglichkeit rechnen lernt, vor Christi Wiederkunft abzuscheiden, sagt er doch mit derselben Zuversicht, wie in den älteren Briefen: Der Herr ist nahe (4, 5). Und wenn der zweite Petrusbrief sich auch schon genötigt sieht, Zweifeln an Christi Verheißung entgegen zu treten (3, 9), so mahnt er doch, auf die Wiederkunft des Herrn zu warten (3, 12).

Und dennoch hat diese Hoffnung alle Apostel betrogen. Die Kirche hat sich bequemen müssen, sich von der Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi auf den allgemeinen Satz zurückzuziehen, daß „Christus einst wiederkommen werde, zu richten die Lebendigen und die Toten." Freilich nicht ohne Kampf. In krankhafter Steigerung hatte eine mächtige Geistesströmung im zweiten Jahrhundert versucht, an der urchristlichen Hoffnung festzuhalten; es schien für Augenblicke, als sollte sie die ganze Kirche mit sich fortreißen: durch ihre Besiegung wurde solchen Gedanken für immer der Verdacht des Schwärmerischen aufgeprägt. Bekannt ist, wie am Ende des ersten Jahrtausends der Kirche die ganze christliche Welt noch einmal die Wiederkunft Christi erwartete: umsonst, der Erwartete ist nicht erschienen. Und wenn fanatische Mönchsparteien des Mittelalters, die auch darin den Irvingianern unsrer Tage gleichen, das Jahr der Wiederkunft Christi genau voraussagten, sie haben sich darin ebenso sehr verrechnet, wie mancher ehrwürdige Theologe neuerer und neuester Schule.

Darum drängt sich uns die Frage auf: Wie sollen wir uns zu dieser Anschauung des Neuen Testaments stellen? Sollen wir mit derselben Gewißheit, die schon so viele betrogen hat und noch heute betrügt, nun gerade von unsrer Zeit behaupten, daß der Herr jetzt kommen müsse? Das können wir nicht, wenn wir die Geschichte kennen. Oder sollen wir sagen, daß Gott wohl ursprünglich die Absicht gehabt habe, dieser Welt bald ein Ende zu machen, daß er aber, sei es aus besondrer Gnade oder aus besonderm Zorn, die Wiederkunft Christi aufgeschoben habe? Das dürfen wir nicht, denn niemand hat uns diese Absichten Gottes geoffenbart. Oder sollen wir bekennen, daß wir mit dieser neutestamentlichen Anschauung nichts anzufangen wissen, und sie als historische Reminiszenz beiseite schieben? Das sei ferne. Denn wenn wir auch ablehnen müssen, hierüber ein bestimmtes religiöses Wissen oder wohl gar einen Glaubenssatz auszusprechen, das bleibt doch ein wesentliches Stück unsers innern Lebens, was hier der Johannisbrief ausspricht: Es ist die letzte Stunde.

Das Totenfest ist vor der Thür; pocht es nicht auch bei uns heute schon an mit der Mahnung: Wer weiß, wie nahe mir die letzte Stunde? Das Kirchenjahr geht zu Ende; das wird uns zum Gleichnis: auch die Gnadenzeit geht zu Ende; wer weiß, wann uns die letzte Gnadenstunde schlägt? Wir leben alle in der letzten Stunde.

Wir stehen im Geiste auf dem Felde zur Zeit der Ernte. Es ist die letzte Stunde des Tages; schon sinkt die Sonne im Westen. Aber die Arbeit ist noch nicht vollendet. Wie fliegen da die Garben, wie rühren sich die Hände: es ist die letzte Stunde. Da bringt man alles wieder ein, was man bis dahin versäumt; es giebt einen Fleiß der letzten Stunde. Auch im Christenleben; in der letzten Stunde arbeiten heißt arbeiten mit allen Kräften. Leben wir immer in der letzten Stunde, so heißt es immer arbeiten mit allen Kräften. Ein Christ darf keine verlornen Stunden kennen, keine Tage, wo er nur halb bei der Sache ist; aus verlornen Stunden wird leicht ein verlornes Leben; die letzte Stunde muß man ganz auskaufen. Und die sinkende Sonne mahnt wohl zur doppelten Arbeit, sie kündet aber auch den Feierabend. Wer in der letzten Stunde lebt, hofft auf die Ruhe der Kinder Gottes.

Ein Auswandrerschiff schwimmt mitten im Weltmeer, es ist geborsten; noch eine Stunde, so muß es sinken. Das ist auch eine letzte Stunde, eine bange, schwere, lange letzte Stunde. Da fragt keiner nach Stand und Reichtum, sie reiben sich alle die Hände wund im Kampf um das Leben. Und ist es vergeblich, kommt dann doch die letzte Stunde, dann stehen sie beieinander, die Starken halten die Schwachen, Fremde werden im Sterben Freunde, sie schauen sich in die Augen und dann wieder in den Tod, sie werden alle eins: die letzte Stunde hat sie verbunden.

Gemeinsame Not weckt Liebe. Leben wir alle in der letzten Stunde, sterben wir alle denselben Tod, so müssen wir uns alle als eins fühlen. Leben wir alle in der letzten Stunde, so giebt es keinen Unterschied mehr, nicht arm und reich, nicht gelehrt und ungelehrt, nicht zart und stark: wir haben alle nur eine Aufgabe, uns zu retten in der letzten Stunde; diese gemeinsame Sorge verbindet. Es ist der Apostel der Liebe, der uns schreibt: Kinder, es ist die letzte Stunde — lasset uns lieben in der letzten Stunde. Die letzte Stunde kennt keine Rücksichten mehr, sie hat keine Aussichten mehr, da sind wir ganz wir selbst, so stark und so schwach wir sind. So

soll es bei uns Christen sein, wir leben ja immer in der letzten Stunde.

Johannis Briefe und Johannis Evangelium gehören zusammen. Der, der hier von der letzten Stunde schreibt, hat in Jesu letzter Stunde bei ihm gestanden. Da hat er die beiden Worte gehört: Weib, siehe, das ist dein Sohn! Siehe, das ist deine Mutter! Diese Worte in der letzten Stunde haben ihm Maria auf ewig verbunden. Und es sind nicht nur Maria und Johannes in einer letzten Stunde eins geworden. Wer Jesu letzte Stunde im Geiste mit erlebt, der fühlt sich mit allen den Seinen ewig verbunden.

In der letzten Stunde —? Singt da nicht der stumme Schwan sein erstes Lied, haben nicht die Patriarchen in der letzten Stunde geweissagt? In der letzten Stunde zeigen sich besondre Kräfte. Es hat in uns etwas das ganze Leben lang geschlummert, vorm Schlafengehen wacht es auf; wenn der Geist flieht, regen sich noch einmal seine Schwingen. Auch manchen Christen hat die letzte Stunde zum Helden gemacht, in letzter Stunde wards gewagt: jetzt oder niemals. Hat irgendwo ein verborgnes Feuer der Liebe im Herzen gelodert, jetzt flammt es hell auf; lastet auf einem Gewissen ein zehrendes Geheimnis, jetzt wird es offenbar. Es ist die letzte Stunde, wir lieben ganz, wir reden frei, wir können alles.

In der letzten Stunde. Das klingt wie eine Mahnung. Wer jetzt nicht kommt, der kommt zu spät. Nach der letzten Stunde folgt keine zweite. Auch Christen kennen ein Zuspät. Auch Gottes Gnade hat ein Ende. Und doch in der letzten Stunde, wo Menschen nicht mehr hoffen, bewährt sie sich am herrlichsten. Ein Wort in der letzten Stunde gesprochen, das ist immer wahr, das ist so lieb wie kein andres. Es ist auch ein Wort in einer letzten Stunde, das läßt uns immer hoffen: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Das sei unser Trost in der letzten Stunde.

In der letzten Stunde! Wir wollen uns heut zum Totenfeste rüsten. Man spürt den Hauch der Verwesung auch in diesem Worte. Auch unser Stündlein wird einst kommen, darum bitten wir, daß Gott uns ein seliges Ende beschere. Aber wir sind getrost in solcher Bitte. Unmittelbar vor unserm Worte steht im Johannisbrief ein andres, an das können wir uns halten: Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

O B

Luther im Bauernkriege

2. Luthers Stellung zu Beginn der Bewegung

Von der Reformation und ihrem Zusammenhange mit dem Bauernkriege ist im vorigen Artikel mit Absicht nicht die Rede gewesen. Zwar hat man von verschiednen Seiten die Reformation und einzig und allein sie für die ganze Bewegung verantwortlich gemacht. Es ist nicht schwer zu sagen, woher die Stimmen kommen; am lautesten erschallen sie aus dem ultramontanen Lager. Wir wollen dem berüchtigten Luther-„Biographen“ Evers die Ehre nicht anthun, seine Worte hierher zu setzen; es ist ohnedem schon klar genug, in welcher Art er sich äußert.*) Auf der andern Seite hat sichs auch die Sozialdemokratie nicht entgehen lassen, von hier aus ein trübes Licht auf den Reformator und die Reformation fallen zu lassen.**) Aber nicht bloß von diesen Seiten hat man die Stellungnahme des Reformators getadelt. Hier ist der Tadel eben nichts Verwunderliches. Selbst protestantische Theologen haben an dem Verhalten Luthers Anstoß nehmen zu müssen geglaubt. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, diese Vorwürfe auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen, und dies wird am besten geschehen, wenn wir die Stellung Luthers zu Beginn, während und nach dem Kriege einer Betrachtung unterziehen. Dann wird sich zeigen, ob der Reformator in der That nur das schwanke Rohr gewesen ist, als das ihn uns seine Gegner schildern wollen, oder ob er nicht vielmehr immer seinen Standpunkt klar und konsequent vertreten hat.

Der vorige Artikel hat gezeigt, daß die Bewegung zu einer Zeit schon im Keime vorhanden war, als noch niemand an die Reformation gedacht hat. Die Eruption würde doch erfolgt sein, einerlei ob früher oder später. Allerdings mag wohl die populäre evangelische Predigt den Haß gegen den verweltlichten Klerus gesteigert, eine falsche Auffassung der wahren christlichen Freiheit die revolutionären Ideen genährt haben. Aber die Reformation hierfür verantwortlich machen zu wollen, geht nicht an. Fragen wir also Luther selbst!

Im April 1525 war er nach Eisleben gereist und von hier aus schrieb er seine erste Schrift: Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben. Noch wußte er nichts davon, welche Grausamkeiten die Bauern sich schon hatten zu Schulden kommen lassen, und noch durfte er darum hoffen, die Sache werde sich in Frieden beilegen lassen. Namentlich schienen ihm die Bauern in den Artikeln selbst die Hand zu reichen, indem sie dem Evangelium sich unterwerfen zu wollen versprachen. Und daß dies Versprechen ernst gemeint sei, hatte Luther noch keinen Grund zu bezweifeln. Aus dieser Stimmung heraus schrieb er jene Schrift.

Im Eingange spricht er seine Freude darüber aus, daß die Bauern sich erbieten, „bessern Unterricht . . gerne und williglich anzunehmen.“ Darum erhebt er seine Stimme:

> Denn wo dieser Aufruhr sollte fortdringen und überhand nehmen, würden beide Reiche untergehen, daß weder weltlich Regiment, noch göttlich Wort, sondern eine ewige Verstörung ganzes deutsches Landes folgen würde: so ists vonnöten, daß wir frei davon reden und raten, niemandes angesehen.

So wendet er sich im ersten Teile „an die Fürsten und Herren.“ Sie haben zum großen Teil den Aufruhr verschuldet, weil sie die Unterthanen „schinden und schatzen,“ mit Hochmut den armen Mann bedrücken. Sie wollen auf den Kopf geschlagen sein, „da hilft kein Warnen noch Ermahnen für.“ Gott selbst wird sie strafen. Etliche gebens auch dem Evangelium schuld.

> [Aber] ihr und jedermann muß mir Zeugnis geben, daß ich mit aller Stille gelehret habe, heftig wider Aufruhr gestritten und zu Gehorsam und Ehre auch eurer tyrannischen und tobenden Oberkeit die Unterthanen gehalten und ermahnet mit höchstem Fleiß, daß dieser Aufruhr nicht kann aus mir kommen.

Dafür aber, daß die „Mordpropheten“ unter das Volk gekommen sind und es verhetzt haben, kann er doch nichts.

> Ist euch nu noch ein wenig zu raten, meine lieben Herren, so weichet ein wenig um Gottes Willen dem Zorn . . . Fahet nicht Streit an, denn ihr wisset nicht, wo das Ende bleiben wird.

Die Artikel seien zum Teil billig und recht und darum wohl einer Prüfung wert.

Der zweite Teil richtet sich „an die Bauerschaft.“ Man habe ja wohl Recht damit, daß manche Fürsten den Leuten unerträgliche Lasten auflüden. Allein man solle sich wohl bedenken: „es gilt Leib und Seele ewiglich auf eurer Seite.“ Die Bauern sollten sich darum vorsehen und nicht blindlings allerlei Geistern und Predigern folgen. Sie behaupteten, eine christliche Vereinigung zu sein. Daß dies nicht der Fall sei, beweise die Schrift Römer 13, 17; Matth. 26, 52; 1. Petri 2, 14. Sie griffen in Gottes Ordnung ein, indem sie sich wider die Obrigkeit auflehnten, ihr das Recht nähmen und sich selbst zu Richtern einsetzten. Und wo sollte es hinauskommen ohne Recht und Obrigkeit? „Es würde keine Gewalt noch Oberkeit, Ordnung noch Recht bleiben in der Welt, sondern eitel Mord und Blutvergießen.“ Diese Achtung vor der Obrigkeit ist dazu gar nicht einmal etwas eigentümlich Christliches, sondern ein Recht, „das auch Heiden, Türken und Juden halten müssen.“ Wenn die Obrigkeit im Unrecht sei, so gezieme es einem rechten Christen, auch Unrecht zu leiden (Matth. 5, 39—41; Römer 12, 29; 2. Kor. 11, 20; 1. Kor. 6, 7; Matth. 5, 44). Wollten sie also Christen sein, so sollten sie Christus und die Welt nicht mit einander vermengen. Nehmen sie aber dennoch das Evangelium für sich in Anspruch:

> wohlan, so muß ich die Sache nicht anders verstehen, denn daß sie mir gelte, und euch für Feinde rechnen und halten, die mein Evangelium dämpfen und hindern wöllen, mehr denn Kaiser und Papst bisher

---

*) Wer sich hierfür interessirt, findet das Material zusammengestellt bei W. Walther, Luther im neusten römischen Gericht. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 7, S. 96–141.

**) Vgl. R. Wahrmund, 2 + 5 = 8 oder Luther und die Reformation. Eine Warnung. Zürich, 1884.

than haben, weil ihr unter des Evangelii Namen wider das Evangelium fahret und thuet.

Luther selbst will seine Sache ganz Gott anheimstellen mit Gebet und Bitte, wie er es immer gethan hat:

Sehet, das ist die rechte christliche Weise, von Unglück und Uebel los zu werden, nämlich dulden und Gott anrufen. Weil ihr der keines thut, weder ruft noch duldet, sondern mit eigner Macht euch selber helfet und macht euch selber zu eurem Gott und Heiland, so muß und kann Gott nicht euer Gott noch Heiland sein.

Von diesem Gesichtspunkte aus sollen sie entweder ihre Sache fallen lassen oder sich wenigstens mit dem Namen des Evangeliums nicht decken. Zum Schlusse nimmt Luther noch die drei ersten Artikel einzeln und die andern summarisch vor und zeigt ihnen das Berechtigte und zugleich Uebertriebene ihrer Forderungen.

Zuletzt faßt er noch einmal seine Ausführungen in Ermahnungen zusammen. Die Herren sollen sich an den Schicksalen tyrannischer Herrscher ein Beispiel nehmen und milder werden; die Bauern sollen bedenken, daß aus einer „Rotterei" noch nie etwas Gutes geworden sei. Nur Streit, Blutvergießen und Verstörung würde die Folge sein, und der Teufel hätte seine Freude.

Werdet ihr solchem Rat nicht folgen, da Gott für sei!, so muß ich euch zusammenlassen; ich aber bin unschuldig an eurer Seelen, Blut und Gut; ihr werdet's selber tragen. Ich hab's euch gesagt, daß ihr zu beiden Teilen Unrecht habt und um Unrecht fechtet. Ihr Herren fechtet nicht wider Christen, denn Christen thun euch nichts, sondern leiden alles; ihr fechtet aber wider öffentliche Räuber und Schänder christliches Namens: welche unter ihm sterben, sind schon verdammt. Wiederum ihr Bauern fechtet auch nicht wider Christen, sondern wider Tyrannen und Verfolger Gottes und der Menschen und wider Mörder der Heiligen Christi: welche da sterben, sind auch ewiglich verdammt ... Thut, was ihr wöllt, so ihr ja nicht folgen wöllt, nur Leib und Seele zu erhalten.

Luther hatte nicht zu schwarz gesehen, wenn er viel Blutvergießen und ein Ende mit Schrecken ahnte.

3. „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern"

Unterdes hatte die Bewegung schon ihren düstern Zug begonnen. Noch vor Abfassung von Luthers erster Schrift (19. April) hatte jene Greuelszene vor Weinsberg stattgefunden, welcher der Graf von Weinsberg zum Opfer fiel. Luther konnte von diesen Vorkommnissen damals noch keine Kunde haben.*) Wäre dies der Fall gewesen, so würden seine Worte anders gelautet haben. Wie viel jene Schrift in dieser Zeit, wo die Wogen haushoch gingen, gewirkt haben mag, läßt sich leicht denken. Die Erregung war allerorten zu groß, als daß man Luthers Ermahnungen zum Frieden ein aufmerksames Ohr geliehen hätte. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Von Schwaben und Franken aus zog sich der Aufstand auch bald nach Sachsen und Thüringen. Die Klöster wurden erstürmt (z. B. Reinhardsbrunn), die Städte öffneten den Haufen die Thore, und von seiten der Obrigkeit geschah nichts, um dem Umsichgreifen der Bewegung zu wehren. Noch glaubte Luther, er könne vielleicht durch die Macht seines Wortes und das Einsetzen seiner Persönlichkeit etwas ausrichten. So reiste er im Lande umher, predigend und, umtost von den Stürmen des Aufruhrs, zum Frieden mahnend. Es war vergebens. Sein Wort verhallte im Winde. Er schreibt selbst:

Die thüringischen Bauern habe ich selbst erfahren, daß je mehr man sie vermahnet und lehret, je störriger, stolzer, toller sie wurden; und haben sich allenthalben also mutwillig und trotzig gestellet, als wollten sie ohne alle Gnad und Barmherzigkeit erwürget sein.

Nun mahnte auch Luther, mit dem Schwerte dreinzufahren. Am 4. Mai schreibt er von Seeburg aus an seinen Schwager, den mansfeldischen Rat Dr. Rühel:

Und bitte erstlich, daß Ihr meinen gnädigen Herrn, Graf Albrecht, nicht helfet weich machen in dieser Sache, sondern lassets gehen, wie S. Gnaden hat angefangen, obwohl der Teufel darüber zorniger und wütiger wird durch seine besessenen Glieder; denn hier ist Gottes Wort, das nicht trüget, welches spricht Röm. am 13: Er trägt das Schwert Schwert nicht umsonst.

*) Daß es nicht der Fall war, beweisen verschiedene Stellen der „Ermahnung zum Frieden," z. B.: „Das ander Stück ist auch vorhanden, daraus, wo Gott nicht wehret, durch unsere Buße bewegt, folgen muß Verderben, Verstörung und Verwüstung deutsches Landes durch Greuel, Mord und Blutvergießen."

Denn die Bauern sind Räuber und Mörder, die eine neue Ordnung in der Welt machen wollen und noch dazu das Evangelium vorschützen.

Haltet an, daß S. Gnaden nur frisch fortfahre, gebe Gott die Sache heim und thue seinem göttlichen Befehl, das Schwert zu führen, genug, so lange er immer kann.

Dieselben Ziele verfolgt seine zweite Schrift, die er in dieser Sache ausgehen ließ: Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern, die das Motto trägt: Seine Tücke wird ihn selbst treffen, und sein Mutwille über ihn kommen (Psalm 7, 17). In seiner vorigen Schrift habe er noch anders urteilen dürfen, weil sich die Bauern zu besserm Unterricht erboten hätten. Inzwischen sei nun klar geworden, „daß es eitel erlogen Ding sei gewesen." Darum müsse er auch anders schreiben. Dreierlei Sünden lüden sich die Bauern auf: erstens, daß sie sich wider die Obrigkeit, der sie Gehorsam schuldeten, auflehnten; zweitens, daß sie sich an fremdem Eigentume, Klöstern und Schlössern vergriffen und damit „öffentliche Straßenräuber und Mörder" würden. Mörder und Räuber sind aber vogelfrei.

Darum soll hie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder offentlich, wer da kann, und gedenken, daß nicht Giftigers, Schädlichers, Teuflischers sein kann, denn ein aufrührischer Mensch.

Drittens, „daß sie solche greuliche Sünde mit dem Evangelio decken." Damit werden sie auch Gotteslästerer. Daß sie sich auf 1. Mos. 1, 28 und 2, 5 berufen, kann nichts verschlagen; „denn im Neuen Testamente hält und gilt Moses nicht, sondern da stehet unser Meister Christus." Da sich die Bauern nun so des Todes an Leib und Seele schuldig machen, hat die Obrigkeit das Recht und die Pflicht, wider sie einzuschreiten.

Es gilt auch nicht hie Geduld oder Barmherzigkeit, es ist des Schwerts und Zornes Zeit hie und nicht der Gnaden Zeit. So soll nur die Oberkeit hie getrost fortdringen und mit gutem Gewissen dreinschlahen, weil sie eine Ader regen kann.

Und wer auf seiten der Obrigkeit erschlagen wird, ist ein rechter Märthyrer vor Gott.

Drum, lieben Herren, lehrt hie, rettet hie, helft hie, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlahe, würge hie, wer da kann. Bleibst du darüber tot, wohl dir, seligern Tod kannst du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst in Gehorsam göttlichs Worts und Befehls (Römer am 13.) und im Dienst der Liebe, deinen Nähisten zu erretten aus der Höllen und Teufels Banden ... Dunket das jemand zu hart, der denke, daß Aufruhr unträglich und alle Stunde der Welt Verstörung zu erwarten sei.

Damit schließt das Büchlein.

Der Inhalt der Schrift steht durchaus nicht in gegensätzlichem Verhältnis zu dem der „Ermahnung zum Frieden," wie man oft genug dem Reformator vorwirft. Jene Schrift ging von dem Gedanken aus, daß die Versicherung der Bauern, Belehrung anzunehmen, ernst gemeint sei. Und von den Thaten der Bauern, die jenen Worten kräftig ins Gesicht schlugen, hatte ja Luther damals noch keine Ahnung. Es ist nun leicht zu bemerken, daß die Dinge, von denen Luther die Berechtigung herleitet, erbarmungslos gegen die Bauern vorzugehen, nämlich daß sie sich an fremdem Eigentum vergriffen, sich gegen die Obrigkeit auflehnten und das Evangelium zum Deckmantel ihrer Schandthaten machten, bereits in der ersten Schrift vorgesehen sind. Er spricht es dort offen aus: wenn sie weiter gingen, Räuber, Mörder und Gotteslästerer würden, so verdienten sie keine Gnade mehr. Darum sollten sie sich bei Zeiten besinnen. Es ist daher nicht wohl möglich, Luther in seinem Auftreten Inkonsequenz vorzuwerfen; aber gar, wie es von seiten ultramontaner „Historiker" namentlich geschieht, zu behaupten, er habe die Bauern zuerst aufgehetzt, um sich dann, als ihre Sache verloren schien, von ihnen abzuwenden, ist mehr als dreist.

E P

Schulreform

2. Das Ziel: Christliche Charakterbildung*)

Kurz ausgedrückt besteht der Endzweck der Erziehung darin: jeden zur Ausbildung seiner Eigentümlichkeit zu befähigen, da-

*) Vergl. Nr. 39: 1. Grundbedingung aller Schulreform: Individualisiren!

zu, daß er der bestimmte Mensch wird, zu dem er veranlagt ist. Alles Reden von „harmonischer Ausbildung“ ist unklare Phrase. Auch das sogenannte „menschheitliche Prinzip,“ die Bildung zum allgemeinen Menschentum, hat keinen bestimmten Sinn. Es giebt keinen allgemeinen Menschen, sondern nur konkrete Exemplare dieser Gattung. Damit sollen die allen gemeinsamen Grundlagen, die den Menschen von den übrigen Geschöpfen unterscheiden, selbstverständlich nicht abgeleugnet werden. Aber sie sind in einem jeden in besondrer Mischung vorhanden und in besondrer Weise ausgeprägt.

Das Allgemeinmenschliche ist das Vernünftige. Dieses führt zum Ethischen. Jeder ist demnach, ganz allgemein angesehen, bestimmt, ethisch vollkommen zu werden. Doch das kann er nur, wenn er ein sittliches Individuum wird, ein ethisches menschliches Wesen in seiner Art. Scharf ausgeprägte, sittlich charaktervolle Individualität ist das zu erstrebende Ideal.

Je mehr ausgebildete Individualität, desto geeigneter, als Glied sich einzureihen in die Gemeinschaft. Rechtverstandne Individualität schließt auch willig sich auf für andre und ist für die Ergänzung durch sie empfänglich, ohne sich selbst zu verlieren. „Jeder Virtuos in einem, aber alle Liebhaber für alles,“ wie Herbart sagt. Eins ganz und sicher, für alles andre aber offen und interessirt, das ist das Bild charaktervoller Individualität. Ihr zuzuführen ist die Aufgabe aller Erziehungsschulen, der Elementar- wie der höhern Schulen. Natürlich vermag keine von ihnen, auch die denkbar beste nicht, die Erfüllung dieser Aufgabe vollständig zu erreichen. Das kann nur die Schule des Lebens. Doch die Jugenderziehung hat den Grund dazu zu legen und die ersten Anfänge dazu zu machen. Darum muß der religiös-ethische „Gesinnungsunterricht“ in ihrem Mittelpunkte stehen. Ohne ihn keine Charakterbildung.

Will die Schule diese fördern, dann hat sie zu berücksichtigen, daß jeder Mensch in Kürze den Bildungsgang der Menschheit in sich wiederholt, doch immer nur innerhalb der nationalen Schranken, auch die einzelnen Stufen gewiß nicht während der kurzen Schulzeit, sondern in seinem Entwicklungsgange überhaupt, und daß nur einige bis zur höchsten Stufe empordringen, also alle Stadien durchlaufen bis zur Kulturhöhe der Zeit, in der sie leben. Gymnasium, Realschule und Volksschule zeigen in Bezug hierauf in die Augen springende Unterschiede. Das Gymnasium sucht möglichst alle Entwicklungsstufen gleichmäßig zu umfassen wegen seines historischen Charakters und verweilt deshalb mit größerm Interesse bei dem Altertum, beschäftigt sich genauer und eingehender mit diesem, als die andern Schulanstalten, und gründet damit tiefer. Seine theoretische Tendenz ist darauf gerichtet, einen thunlichst allgemeinen Ueberblick über die Kulturarbeit der Menschheit zu gewähren und hierdurch zu einem philosophisch-ethischen Weltverständnis zu befähigen. Die Realschule hält sich mehr an den gegenwärtigen Stand der Kultur, um zur Praxis tüchtig zu machen, und betont aus diesem Grunde Naturwissenschaft, Mathematik und neuere Sprachen. Das Altertum hat für sie geringern Wert, nur etwa von der Geschichte der einzelnen von ihr betonten Wissenschaften aus. Die Volksschule muß noch kürzer und allgemeiner verfahren, da sie zu einem wissenschaftlichen Standpunkte zu erheben überhaupt gar nicht den Zweck hat. Damit ist der Weg zur Charakterbildung, die immer nur eine ethische sein kann, im allgemeinen angedeutet. Doch zur Ethik, sobald sie praktisch werden soll, gehört die Religion. Sittlichkeit ist nur durch religiösen Glauben möglich. Religion hat nur an der Sittlichkeit den lebendigen Inhalt. Beide, Moralität und Religiosität, sind aber am innigsten im Christentum mit einander verbunden. Dieses ist die ethische und also vollkommene Religion schlechthin. Daher kann es für die Erziehung kein höheres Ziel geben, als die Erziehung zum christlichen Charakter. Das allein ist Grund genug, abgesehen von der religiösen Individualität, den höhern Schulen so gut wie der Volksschule christlich-religiöses Gepräge aufzudrücken. Darüber wird unter Verständigen kein Streit sein. Gymnasium und Realschule außerhalb des Christentums stellen und ganz unberührt davon lassen, das kann niemand wollen, der nicht Christ und Deutscher zu sein zugleich aufgehört hat. Nichtchristliche Schulen in einem christlichen Volke, das wäre ein Widerspruch in sich selbst. Ist uns das höchste Ideal gezeigt, dem Menschen nachstreben und ähnlich werden sollen: Christus, dann gilt es, dieses Ideal auch dem Erziehungswesen einzupflanzen, als das von ihm zu suchende Ziel.

Hiernach ist auch der Rang der einzelnen Unterrichtsfächer in den Erziehungsschulen zu bestimmen. In erster Reihe muß der christliche Religionsunterricht stehen, wennschon er aus naheliegenden Gründen nicht den breitesten Raum einzunehmen hat. Seine Wirksamkeit wird überhaupt am sichersten und am besten dadurch unterstützt, daß das ganze Schulwesen von einem christlich-religiösen Geist durchhaucht und getragen ist. Für ihn als Unterricht handelt es sich zuoberst um Bildung des christlichen Gedankenkreises. Zu diesem Zwecke hat er sich auf die Geschichte des Christentums zu stützen, wie sie in dem Neuen Testament und in der christlichen Kirchengeschichte geboten wird. Durch sie sollen die Zöglinge neben dem Bilde Christi die Vorbilder wahrhaft großer christlicher Männer und Frauen aufmerksam betrachten, verstehen und ihnen nacheifern lernen. In Bezug hierauf hat das Gymnasium ein weiteres Gebiet zur Verfügung, als die beiden übrigen Erziehungsanstalten, von denen wieder die Volksschule mit dem knappsten Maße sich begnügen muß. Dort, wo man Griechisch und Lateinisch treibt, ist willkommene Gelegenheit geboten, den Religionen der alten klassischen Völker als Vorstufen zum Christentum eingehendere Aufmerksamkeit zu widmen. Da können „Hektors Pietät und Aristides' Gerechtigkeit, Antigones Achtung vor dem ungeschriebenen Gebote der Götter, des Sokrates noch im Tode besiegelter Gehorsam gegen die Staatsgesetze, Platons Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, Scipios Heldensinn und Edelmut und Catos sittenstrenge Standhaftigkeit“ in Betracht gezogen werden. Mindestens gebührt auf dem Gymnasium dem Ethisch-Religiösen im klassischen Altertum als Vorbereitung auf das Christentum und um dessen Hoheit verstehen zu lernen, sicherlich das gleiche Recht wie dem jüdischen Altertum.

Die Realschule aber hat in der Religion das Gegengewicht zu suchen gegen falsch verstandnen Realismus und im Sichtbaren versinkenden Materialismus. Das wunderbar schöne Naturverständnis, das Christus uns lehrt, muß hier hervorgehoben werden. Echt christliche und wahrhaft große Naturforscher werden da die passendsten und packendsten Beispiele abgeben können, um religiösen Sinn zu wecken und zu erhalten. Hinter solchem geschichtlichen Anschauungsunterricht muß dann alles bloß Dogmatische unbedingt und ganz von selbst zurücktreten. Religion und Dogmatik sind sehr weit von einander verschieden, und nur die erstere steht in Beziehung zur Bildung eines christlichen Charakters. In dieser Hinsicht ist in der Volksschule wie in den höhern Schulen noch mancherlei zu bessern. Das Alttestamentliche nimmt gegenüber dem Christlichen in Geschichte und systematischem Unterricht noch viel zu viel Zeit und Raum in Anspruch: das ist mit eine Ursache davon, daß noch so wenig wirklich christlich-ethische Anschauungen und Handlungsweise im Volke und unter den Gebildeten sich finden. Das sollte anders werden.

Daß aber dann, wenn die Schüler zu christlicher Charakterbildung geführt werden sollen, vor allem die Lehrer christliche Charaktere sein müssen, bedarf kaum der Erwähnung. Dadurch entsteht allerdings die weitere Forderung, den Religionsunterricht nicht allzu jugendlichen Männern zu übertragen. In diesem Punkte ist die Volksschule gegenüber den höhern Schulen entschieden im Nachteile. Die letztern haben stets eine größere Anzahl von Lehrern, die ein Kollegium bilden, dessen Mitglieder sich gegenseitig beraten können. Die meisten Volksschulen haben nur einen, höchstens zwei Lehrer. Nach dieser Seite eine Aenderung herbeizuführen, würde freilich große Geldmittel erfordern und besondre Einrichtungen notwendig machen, die hier nicht weiter zu besprechen sind.

Mit dem Religionsunterrichte im engsten Zusammenhange steht in Rücksicht auf christliche Charakterbildung der Geschichtsunterricht. In deutschen Schulen hat selbstverständlich

für Gymnasium, wie Real- und Volksschule die deutsche Geschichte die größte Bedeutung, von den alten Sagen an bis zur Errichtung des Kaisertums 1871. Die jüngere Vergangenheit liegt dabei immer näher, als das graue Altertum und ist zum Verständnis der Gegenwart und zur Arbeit für die Zukunft notwendiger. Das Gymnasium kann hier am ausführlichsten sein und am weitesten ausholen vermöge seines historischen Charakters. Doch allzulanges Aufhalten bei den ersten Anfängen und bei den alten Völkern, sie mögen noch so klassisch sein, ist schon deshalb nicht zu rechtfertigen, weil ihre Betrachtung nicht direkt zur Bildung gerade des christlichen Charakters beiträgt und der nationalen Gesinnung nur ganz im allgemeinen förderlich ist. Freilich wird niemals aus den Augen zu lassen sein, daß die Geschichte des Altertums in ihren einfachern Verhältnissen plastische Gestalten bietet, die von wesentlicher Wirkung für die Charakterbildung sind, soweit allgemein-ethische Gesichtspunkte in Betracht kommen. Doch ist das Nationale wegen seiner psychologischen Nähe und das Christliche in erste Reihe zu stellen. Der Unterricht in der sogenannten Profangeschichte liefert für die Ausbildung des ethischen Urteils und zur Belebung der religiösen Stimmung in derselben Weise die erforderlichen Anschauungsbilder, wie der Unterricht in biblischer und Kirchengeschichte. Nur werden bei Abhandlung der Profangeschichte die ethischen Gesichtspunkte das Religiöse überwiegen, doch allezeit mit dem Hinweis darauf: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Zur Geschichte gehört die Geographie. Auch sie dient zur Begründung einer zutreffenden Weltanschauung und kann, wenn sie nicht bloß im trocknen Aufzählen von Ländergrenzen, Gebirgen, Flüssen und Ortschaften besteht, sondern zugleich mit Kulturgeschichte in Zusammenhang gebracht wird, Völker- und Menschenkenntnis fördern und den patriotischen Sinn ausbilden. Daher wird auch sie für die Bildung des Charakters, der eben in einem weltbeherrschenden, von ethischen Ideen geleiteten Willen besteht, recht wohl verwendbar sein.

Diesen genannten Fächern zunächst steht der Sprachunterricht, insofern er dazu dient, einzuführen in den Geist der Völker, der Menschheit. Das Gymnasium wird für ihn die größte Stundenzahl fordern dürfen, da es eine sprachlich-geschichtliche Erziehungsanstalt ist. Doch dürfen auch die gelehrten Schulen nie vergessen, daß es sich in jedem Unterrichte, auch in dem sprachlichen, um Erziehung, d. h. um Charakterbildung handelt.

Die einfachsten Anfangsgründe, mit denen die Volksschule zu beginnen hat, schon das Redenlernen der Kinder ist auf dieses Ziel zu richten. Die Sprache ausbilden heißt einem Menschen das Mittel in die Hand geben, wodurch er mit andern verkehrt, wodurch die Gedanken zum Ausdruck gelangen und in ihrem Verlaufe zur Leichtigkeit des Kommens und Gehens gebracht werden. Durch Reden teilt sich der Geist dem Geiste mit, giebt und empfängt, wird geschult zur Beweglichkeit, wodurch er innerlich sich klärt und erstarkt. Reichtum der Gedanken wehrt der charakter- und inhaltslosen Phrase. Die Sprache wird durch Gewandtheit wirkliche Offenbarung des Innern oder kann es doch werden. Dem im Geiste Beweglichen stehen mehr Mittel zu Gebote, den Versuchungen siegreich zu begegnen und durch Umgang mit andern belehrt und erzogen zu werden, als dem Langsamen und Trägen. — Wenn das Charakter ist, daß Erscheinung und Wesen, Innres und Aeußres sich immer entsprechen, so ist auch die Fähigkeit, sich klar und deutlich auszudrücken, ein Erfordernis der Charakterbildung. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt der Unterricht in der Muttersprache immer mehr Bedeutung gegenüber dem fremdsprachlichen, auch dem in den toten Sprachen, wenn sie schon die der klassischen Völker sind. Daß aber der Unterricht im Griechischen und Lateinischen, wenn er, wie hie und da geschieht, das gerade ihm reichlich zu Gebote stehende Material des Kulturgeschichtlichen und Ethischen gehörig benutzt, eine treffliche Vorstufe für christliche Charakterbildung giebt, wird gewiß niemand leugnen.

In hohem Grade sind für die Bildung des Charakters aber Naturwissenschaft und Mathematik von Wichtigkeit, zwei Hauptfächer der Realschule. Durch sie wird dem Menschengeiste die überwältigende Gesetzmäßigkeit der gesamten Schöpfung zur Erkenntnis gebracht. Aus dem Leben der Natur hat Jesus seine wunderbar schönen und eine großartige Sprache redenden Gleichnisse entnommen. Das ist eine Erinnerung daran, wie der freudige und tiefer blickende Beobachter und Forscher von der Schale zum Kern, von der Erscheinung zum geistigen Inhalt vorzudringen vermag. Eine unabänderliche Notwendigkeit ringsum. Wohin der Mensch auch blickt, ein pünktlich sich vollziehender Prozeß des Werdens und Vergehens. Ein fester bestimmter Gang des Ganzen, von dem der Mensch nur ein verschwindender Teil ist. Diese Welt mit ihrer Gesetzmäßigkeit, mit ihrer absolut sichern Bewegung weist den Denkenden über sich hinaus zu dem Unbedingten und legt ihm Fragen vor, die ihn anregen zu der höchsten Anspannung der ihm verliehenen Kräfte. Nur Oberflächlichkeit und enger Sinn können den geistigen Gehalt und die ethische Bedeutung der sichtbaren Welt übersehen oder vergessen. Das Verständnis hierfür wird aber der Unterricht nicht dadurch fördern, daß er bei allem eine sentimentale, fromme Betrachtung anstellt. Das kann nur verweichlichen und zu einer vollständig falschen Welt- und Gottesanschauung führen. Nüchtern und ohne alle Begünstigung von Empfindelei steht die Natur vor dem Menschen. Mit ernster, unbeugsamer Sprache redet sie zu seinem Denken und Wollen. Nur als nützliches und lebendiges Glied des gewaltigen Ganzen hat der Einzelne einen Wert. Ohne diesen Zusammenhang ist er nichts. Das sagt sie zu ihm, und doch, indem sie seinen Stolz niederbeugt und seine Beschränktheit ihn erkennen lehrt, hebt sie ihn zugleich hoch empor. Um ihn und in ihm heilige Gesetze, die nicht ungestraft verletzt werden können. Wer würde hierdurch nicht bis in sein Innerstes ergriffen und ermuntert, dem Gebote des Guten, das er als Hinweis auf seine höhere Natur in sich vernimmt, gewissenhaft Folge zu leisten? Wer sollte dort, wo er sich an die Grenze seiner Macht und seiner Erkenntnis gestellt sieht, nicht hoffend und glaubend hinaufschauen zu einer reineren und heiligeren Welt, die mit der sinnlichen in merkbarer Verbindung steht? — Nur eine sich selbst und die Welt mißverstehende Naturforschung kann bei dem Materialismus anlangen und mit ihm zufrieden sein wollen.

Mathematik aber lehrt uns die gleiche Gesetzmäßigkeit wie die Physik. Beide, in ihrem innersten Wesen erfaßt, können echter Religiosität nicht schädlich sein, sondern werden sie stützen und klären helfen. Der für die Natur und die Gesetzmäßigkeit des menschlichen Denkens begeisterte Lehrer wird in seinem Unterrichte niemals weit entfernt sein von der religiösen Begeisterung, sofern man darunter nicht Schwärmerei und mystische Verschwommenheit versteht. Wo ist dann noch ein Zwiespalt zwischen Naturwissenschaft und Religion, zwischen Wissen und Glauben? Auf diesem Wege allein aber ist der Riß auszufüllen, der durch die moderne Menschheit hindurchgeht, in deren Brust zwei Seelen miteinander streiten: die realistische und die idealistische. Deswegen auch muß ein Ende damit gemacht werden, daß der Lehrer in der Physik unterrichtet unbekümmert um den in der Religion, daß der eine bespöttelt und das kühl beiseite läßt, was der andre aufzubauen sich bemüht. Das ist ein Hauptschaden des Schulwesens in unsrer Zeit.

Wie Naturwissenschaft und Mathematik helfen aber auch Schreiben, Zeichnen und Musik zur Bildung einer in sich zusammenstimmenden Weltanschauung. Sie fördern das Aesthetische, bilden den Formensinn, den Sinn für Schönheit und Harmonie und werden schon deshalb von keiner Schule unberücksichtigt bleiben dürfen. Aesthetik hängt auf das Engste zusammen mit der Ethik und dadurch mit der Religion. Auch sie ist daher ein Hilfsmittel zur Bildung der Gesinnung und des von dieser beeinflußten Willens.

Einheitliche, von dem ethisch-religiösen, kürzer gesagt christlichen Prinzip durchdrungene Behandlung aller genannten Fächer ist also möglich. Bildung des Charakters ist das höchste Ziel, das jede Unterrichtsstunde zu erstreben hat. Damit ist zugleich auf die einzig mögliche lebendige Einheit aller Erziehungsanstalten unter einander hingedeutet. Damit ist aber auch dar-

gethan, daß die mit Vorliebe sich „humanistisch“ nennenden Schulen gewissen Fächern unbedingt besser und eingehender Rechnung tragen müssen, als bisher in der Regel geschehen ist. Dadurch erst werden sie wirklich „humanistisch“ werden. Vielleicht wären hier, um diese Einheit im Geiste für alle herbeizuführen, allgemeine Schulsynoden zu befürworten. Durch sie würde dann zu der innern Verbindung noch die äußere Form geschaffen und die Gelegenheit, die einzelnen Schulen immer wieder in nähere Berührung miteinander zu bringen. Kleinmeisterei und Einzelarbeit müßten aber fern von solchen Versammlungen bleiben. Nur von großen Gesichtspunkten aus hätten sie ihre Beratungen zu pflegen. Väter und Lehrer hätten hier bedeutungsvolle Aufgaben zu lösen zusammen mit den Staatsregierungen und kirchlichen Behörden.

Zu der Geistespflege muß weiter die Körperpflege gesellt werden. Abgesehen von dem trivial gewordnen Satze: „Nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen,“ dienen Kräftigung des Leibes und Gewandtheit der Gliedmaßen dazu, den Körper dem Willen dienstbar zu machen. Der Kränkelnde verweichlicht und ist nur selten stark genug, seinen Entschlüssen fest und wandellos nachzugehen. Verstimmungen der Nerven bringen Verstimmungen des Gedanken- und Gefühlslebens mit sich. Gehörige Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung, rechtes Maß im geistig anstrengenden Unterrichte und Uebung der Sinne und Muskeln machen frisch und wohlgemut. Das scheint mehr und mehr anerkannt zu werden. Daher fast in allen Schulanstalten der obligatorische Turnunterricht. Spaziergänge und Handarbeiten können zu seiner Ergänzung herbeigezogen werden. Fügsamkeit des Körpers, Geschicklichkeit der Arme und Hände, Schärfung der Sinne erleichtern die Herrschaft des Geistes über den eignen Leib und die äußern Verhältnisse überhaupt und befähigen hierdurch zu ethischem Handeln. Der unpraktische, tölpelhafte und schüchterne Stubengelehrte muß mehr und mehr verdrängt werden und an seine Stelle der anpassungsfähige, hellblickende, rüstige Mann treten, der nicht vorzeitig zu altern beginnt und in enger Einseitigkeit verkommt. Das Vaterland kann sich am sichersten auf Jünglinge und Männer verlassen, die kraftgeübt ihre Stärke in den Dienst des Edelsten und Heiligsten stellen. Die religiös-ethische Seite der Körperpflege ist ausgedrückt in dem Spruch: „Der Leib ein Tempel des heiligen Geistes.“ Ein baufälliges Haus ist eine zweifelhafte Wohnung hoher Gedanken und ein schlechtes Schutzdach ernster Arbeit.

Die Uebung des Körpers bildet zugleich ein gutes Mittel der Zucht. Diese wird außerdem durch Gewöhnung an Selbständigkeit wesentlich unterstützt. Daher ist es durchaus falsch und ganz unpädagogisch, die häuslichen Arbeiten abschaffen zu wollen. Es mag sein, daß den Eltern und Lehrern mancherlei Unbequemlichkeiten daraus erwachsen. Schlechte Hefte zu korrigiren oder zu Hause Klagen wegen zu schwerer Aufgaben anhören zu müssen und da und dort mit Fragen belästigt zu werden, ist nichts Angenehmes. Doch es muß in den Kauf genommen werden, um die Kinder zu unbeaufsichtigtem Fleiß und eigner, freier Thätigkeit in Lösung ihrer Aufgaben zu erziehen. Von Lehrern beaufsichtigte Schularbeiten sind nur halbe Leistungen des Schülers. Es wirkt nicht günstig auf die Bildung und Stärkung der Willenskraft, wenn überall sofort Hilfe zu finden und Rat zu holen ist. „Selbst ist der Mann!“ Dieses schon während der Schulzeit zu lernen, ist besser, als wenn es erst das Leben lehren muß. Seine Lektionen sind rücksichtsloser, als die in der Schule. Das sich allein Anstrengen beim Arbeiten macht fleißig und gewissenhaft und zwingt eitle Selbstgefälligkeit eher nieder, als das Anlehnen an fremden Beistand, wobei der Umfang der eignen Leistung unklar bleibt. Der ganze Schulzweck, insofern er eben auf Charakterbildung gerichtet ist, besteht überhaupt nicht darin, ein abgeschlossenes Wissen zu bieten, sondern nur den Weg zum Wissenkönnen zu zeigen, das Lernen zu lehren, zum Weiterstreben anzuregen. Dazu aber sind in der Schule selbst unter Aufsicht gefertigte Arbeiten ganz gewiß am allerwenigsten geeignet.

Wenn aber durch alle Unterrichtsfächer, durch Zucht und Ordnung in der Schule das eine Streben hindurchgeht,

das heranwachsende Geschlecht zu christlichen Charakteren zu bilden, wie sollte dann noch eine künstlich herbeigeführte, nur im Aeußern des Schulorganismus sich kundgebende Einheit herzustellen notwendig sein? Jeder Gegensatz muß durch das gleiche Ziel aus dem Erziehungswesen verschwinden. Die Schulen unterscheiden sich nur durch ihre Individualität, aber alle zusammen wirken für die Bildung des christlichen Charakters. Das ist ganz gewiß eine höhere und eine schönere Aufgabe, als bloß Latein oder Naturwissenschaften zu lehren oder gar nur „Einjährigfreiwillige“ zu produziren. Nicht die Einheitsschule, sondern Einheit der Schulen wird das Beste sein, herbeigeführt durch dasselbe denkbar höchste Ziel für alle. Weder für das Gymnasium, noch für die Realschule, noch für die Volksschule handelt es sich darum, für irgend einen Beruf tüchtig zu machen, sondern allein um die Erziehung des Menschen. Für das erstere unter Betonung des Theoretischen, für die zweite unter Hervorhebung des Praktischen oder Realistischen, wie die individuelle Hauptteilung der menschlichen Gesellschaft es verlangt. Für die besondre berufliche Thätigkeit sind Berufsschulen zu errichten, deren Besuch nach Absolvirung einer der drei in Rede stehenden Erziehungsanstalten stattzufinden hat.

Aus diesem Grunde muß auch alles Berechtigungswesen oder vielmehr Unwesen für die Gymnasien und Realschulen aufgehoben werden; auch die ihnen bisher zugestandne Berechtigungserklärung zum Besuch der Hochschule, die sogenannte Abiturientenprüfung, kann fallen. Für jede Uebung irgend einer Praxis allein, mag sie nun wissenschaftliche oder technische Vorbildung erfordern, werden besondre Prüfungen anzuordnen sein. Wo man meint, sie entbehren zu können, dürfen sie auch wegbleiben. Man mag, wie es ja meist schon geschehen ist, Examina einrichten für Baumeister, Ingenieure, Maschinenführer, Aerzte, Rechtsanwälte, Richter, Verwaltungsbeamte, Kirchenbeamte, Geistliche, Lehrer an Volks- und höhern Schulen, kurz für alle einzelnen Berufsarten, für die ein Ausweis des Könnens für unerläßlich erachtet wird. Diese Examina sind abzuhalten von hierzu niedergesetzten Kommissionen Sachkundiger. Diese können jedesmal für die abzuhaltende Prüfung erwählt werden oder ständig sein, auf gewisse Zeit oder für immer. Hierbei innezuhaltende Prüfungsordnungen werden entweder von besondern Körperschaften des betreffenden Faches festgesetzt oder vom Staate unter Gehör von Fachmännern. Das Letztere würde der allgemeinen Ordnung und der möglichsten Unparteilichkeit wegen das Empfehlenswertere sein. Die Vorbereitung für das Bestehen dieser Prüfungen mag dann jeder nach seinem Ermessen suchen auf den bestehenden Berufsschulen oder in Seminarien oder überhaupt in besondern auf den bestimmten Beruf abzielenden Instituten. Gymnasium und Realschule behalten dabei trotzdem den Vorzug, noch für gewisse Berufsarten die beste Vorschule zu sein, nur daß dieses nicht ihr Hauptzweck ist. Würde bei dieser Anschauung ihr Besuch sich verringern, so wäre das nur ein Beweis dafür, daß man von der Einsicht in die wahren Erziehungsaufgaben noch weit entfernt ist.

Die Universität öffnet ihre Hörsäle für jedermann, der meint, der dort zu findenden Belehrung gewachsen zu sein. Ihre einzelnen Fakultäten werden hierdurch nicht geändert oder in Frage gestellt. Die Universität ist die höchste wissenschaftliche Lehranstalt oder Schule, der unbenommen bleibt, die theoretischen Belehrungen durch praktische Uebungen, Seminarien und Repetitorien zu ergänzen. Das wird die Wissenschaft frei machen, los von allen Sonderrücksichten, die außerhalb der Wissenschaft liegen, und von unwürdigen Beeinflussungen und Beengungen. Die Prüfungen für den Staats- und Kirchendienst, für Ausübung der Heilkunst, für die technisch-praktischen Aemter, überhaupt für jede einzelne berufliche Thätigkeit finden unabhängig von den Fakultäten statt, wennschon ganz gewiß Professoren der Fakultäten und technischen Fächer zu den Prüfungen zuzuziehen sind. Den einzelnen Berufsarten geschieht hierdurch kein Schaden. Damit wird außerdem der rein wissenschaftliche Charakter der Universitäten besser gewahrt, als jetzt, wo Berufsausbildung und wissenschaftliche Bildung durcheinander gemischt sind. Die höchste wissenschaftliche Gemeinschaft ist und

bleibt, wie schon immer, die Akademie, ein Kollegium von Meistern, das jedes Schülerhafte ausschließt.

Gymnasium und Realschule aber behalten den Charakter reiner Erziehungsschulen gleich den Volksschulen und entlassen den Schüler mit dem Zeugnis der Reife, der ohne besonders mit ihm angestellte Schlußprüfung nach dem sachverständigen Urteile der Lehrer für reif erklärt werden darf, d. h. als ein solcher, der das der betreffenden Schule gesteckte wissenschaftliche Ziel erreicht hat. Reif als Charakter wird er erst durch das Leben werden. Es ist genug, ihn auf den sichern Weg hierzu gebracht und mit den Mitteln versehen zu haben, die notwendig sind, um auf dem gezeigten Wege weiter zu schreiten. Das wird die genannten Schulen erleichtern und entlasten und ihrem höchsten Zwecke, der Charakterbildung, sicher zusteuern lassen. Jetzt sind sie aller Nebenrücksichten entbunden und können ihrer hohen Aufgabe, Menschen zu bilden, sie zu Christen zu machen, allen Fleiß zuwenden. Das wird auch den Streit zwischen Gymnasium und Realschule zur Versöhnung führen. Es gilt dann nicht mehr, gewisse Vorrechte zu verfechten oder anzugreifen, sondern in idealem Wetteifer dem gleichen Ziele nachzugehen. Nicht das ist fortan die Losung: „sprachlich-historisch“ oder „mathematisch-physikalisch,“ sondern auf verschiedenen, aber gleich berechtigten, von der menschlich-individuellen Veranlagung vorgeschriebenen Wegen hinauf zu dem einen, in Christo geoffenbarten Ideale! K

Ein Blick auf das Berliner Theaterwesen

Wäre der Satz wahr, daß die Bühne eine moralische Anstalt sei, so müßte die Hauptstadt des deutschen Reiches in sittlicher Hinsicht bald einen erfreulichen Aufschwung nehmen; die Zahl der Theater hat sich in den letzten Jahren fast verdoppelt, und noch immer schießen neue Spielarten auf.

Aber freilich — wir haben uns längst gewöhnt, die Schillersche Bezeichnung nur ironisch zu gebrauchen. Und an und für sich ist das vielleicht gar nicht zu beklagen. Es beruhte auf einer gefälligen Täuschung, wenn man im vorigen Jahrhundert glaubte und forderte, daß die Kunst die große Lehrmeisterin der Ethik sei. Dazu ist sie nun einmal nicht geeignet: die Geschichte und die Erfahrung liefern den Beweis. Auf das Zeitalter des Perikles folgte keine moralische Erhebung, sondern der Verfall. Wir wissen ganz genau, daß der junge Mann, der völlig aufgeht in ästhetischen Interessen und sich in der Welt des Schönen verliert, nicht etwa täglich besser wird und tüchtiger, sondern schließlich unbrauchbar fürs Leben, ein thatenscheuer blasirter Egoist. Und anderseits wer hätte es nicht schon empfunden, daß die Poesie, sobald sie anfängt zu doziren und eine „Tendenz“ aufweist, ihr Wesen verleugnet und die höchste Wirkung, deren sie fähig ist, nicht mehr erzielt?

So mag es denn sein Bewenden haben bei dem modernen und auch wieder uralten Gedanken, daß die Kunst vor allem der Freude diene, zur Erholung und Zerstreuung gereiche: dadurch wird sie nicht herabgesetzt; damit läßt sich sehr wohl ihr ungeheurer Wert, ihre Unentbehrlichkeit für die Menschheit begründen. Nur daß nimmermehr gefolgert werden darf, sie sei fortan durch keine Vorschrift, kein Gesetz gebunden. Es ist ja ein Gemeinplatz, daß auch die Erholung, der Genuß sittlich zu bestimmen sind. Ein andres ist ein Spaziergang in der beruhigenden Stille des Waldes, und ein andres eine wüste nächtliche Orgie. Daß die Kunst die Seele erfrische und belebe, daß sie wenigstens den Geist nicht herabwürdige, erniedrige und in den Schmutz trete, ist das Mindeste, was von ihr verlangt werden darf, verlangt werden muß. Daran hat sowohl die Gesellschaft ein Interesse wie der Staat, der Maßregeln trifft gegen die Fälschung von Nahrungsmitteln und den Verkauf des Opiums verbietet.

Wirft man nun einen prüfenden Blick auf das Berliner Repertoire, — ein erquickliches Bild ist es nicht, das sich dem Auge darbietet. Wohl ist im vergangnen Jahrzehnt an einzelnen Stätten ein künstlerischer Eifer entfaltet worden, der rückhaltlose Anerkennung verdient. Wohl hat da und dort das klassische

Drama besonders liebevolle Pflege erfahren: Goethe und Schiller sind in funkelnagelneuen, oft wunderlich sitzenden Gewändern über die Bretter gegangen, und zu ihnen hat sich Shakespeare und zu diesem Calderon gesellt. Aber gerade der Griff in die Vergangenheit muß vielleicht als ein Zeichen der Verlegenheit gedeutet werden: was die Gegenwart bietet, ist gar so wenig verlockend.

Vor allem befremdet das starke Uebergewicht der Litteratur, die man — a potiori fit denominatio — die französische nennen kann. Unnötig, sie genauer zu charakterisiren! Wenn die Form bisweilen — nicht immer — vollendet erscheint, so ist der Inhalt fast durchweg unsauber. Was da abendlich vor vollem Hause mit sämtlichen Hilfsmitteln einer hoch entwickelten Schauspielkunst drastisch dargestellt wird, läßt sich schwer in guter Gesellschaft berichten. Es kostet wirklich Ueberwindung, auch nur die eine oder andre Fabel des Beispiels halber anzudeuten. Eine Mutter ist auf der Suche nach ihrem unehelichen Sohne: das Stück heißt „Rigobert.“ Ein Wüstling hat eine Gefallene geheiratet: der Stoff zur „Marquise.“ Die Gattin hintergeht ihren Mann, der sie liebt und tötet: es ist der „Fall Clémenceau.“ Und hiermit wäre dasjenige Thema berührt, das allen andern offenbar voransteht, das in zahllosen Gestaltungen immer und immer wiederkehrt und ein unerschöpflicher Born dichterischer Begeisterung zu sein scheint: der Ehebruch! Wenn ein Unterschied des modernen Schauspiels vom antiken darin gefunden worden ist, daß jenes das Motiv der Liebe nicht entbehren kann, so darf von dem neuesten französischen kecklich behauptet werden, es komme nicht aus, ohne eben diese Liebe zu schänden.

Allerdings giebt es bekanntlich kein noch so unreinliches Kunsterzeugnis, dem man nicht versucht hätte, ein Tugendmäntelchen umzuhängen. So entblödet sich denn auch Sardou nicht, mit moralischem Einfluß zu prunken, weil er neben die Sünde den Teufel male. Als ob der Meister, dessen mannigfache Verdienste übrigens ungeschmälert bleiben sollen, sich selbst verhöhnen wollte! Allein schon darin, daß fortwährend als alltäglich, fast unvermeidlich hingestellt wird, was rechts- und ordnungswidrig ist und einen Bruch mit allen Gesetzen der Natur und Sitte bedeutet, ruht ein Keim des Verderbens. Denn wie an das Gute, oft noch rascher, gewöhnt der Mensch sich an das Schlechte. Mehr, denn man denkt, gelten dem Unbefangnen die Gestalten der Poesie als typisch: er räumt ihnen Einfluß ein auf die Bildung seiner Lebensanschauung; und wunderlich genug mag sich zuweilen die Welt im Kopfe des jungen Kaufmanns malen, der den Tag über vor seinen Zahlenreihen sitzt und abends in dieser ausländischen Litteratur und ihren traurigern Nachahmungen Erholung sucht. Und dann, sei man doch wenigstens ehrlich! Es ist nicht wahr, daß das Laster häßlich gezeichnet wird, wie es ihm selbstverständlich gebührt. Ganz im Gegenteil: es wird verschönt, geschmückt, mit jedem erdenklichen Reize liebevoll ausgestattet. Dazu vereinigen sich Autor, Schauspieler, Schneider und Maschinist. Und es muß ja auch so, kann gar nicht anders sein. Sonst würde der Plunder am Ende doch noch ausgepfiffen.

Darum ist es völlig gerechtfertigt, wenn innerhalb des Vereins „Freie Volksbühne“ jüngst geäußert worden ist, ein Teil der heutigen Theater wirke auf eine Versumpfung des Volkes hin. Bloß daß die dargebotenen Heilmittel gefährlicher sind als das Uebel selbst. Oder glaubt man etwa im Ernst, daß aus Tolstois „Macht der Finsternis,“ aus den Schöpfungen der Strindberg, Hauptmann und Genossen ein Segen erwachse? Es ist wahr: noch immer giebt es in Deutschland Gebildete, die, unter willkommenen Schauern, einen Rest neugierigen Interesses und geduldiger Hoffnung an die naturalistischen Reformer verschwenden. Das Bündnis mit dem Sozialismus, das diese soeben anbahnen, hat sogar die Anziehungskraft erhöht, die sie erregungsbedürftigen Seelen gegenüber bewährt haben. Und doch ist das Spiel der Herren so grob und plump, so leicht zu durchschauen! Wir glaubten sonst und pflegten zu rühmen, daß die Poesie die zauberische Macht besitze, den Geist der Alltäglichkeit zu entrücken und in den lichten Reichen der Phantasie frei aufatmen zu lassen. Die ganze neue Lehre läuft darauf hinaus, es sei der Dichtung hoher Beruf, zu offenbaren, wie

erbärmlich die Wirklichkeit ist. Die vornehmste Empfindung, die fortan durch ein gutes Drama geweckt wird, ist Verachtung und Geringschätzung von allem, ausgenommen vielleicht die eigne Person: denn auf den Trümmern der zerschlagenen Götzen erhebt sich ja gewöhnlich mit bittersüßer Befriedigung das immer selbstgerechte Ich. Es handelt sich da um eine Gemütsstimmung, wie sie in geringerer Potenz bei richtiger Leitung des Gesprächs auch auf der Bierbank, am Stammtisch erzielt werden kann: in der That ein Endzweck „des Schweißes der Edlen wert"!

Damit aber der Erfolg sicher sei, ist es nötig, möglichst düster und schwarz zu malen: die Natur muß gefälscht werden zu Gunsten des Gräßlichen. Wer einmal den halbwegs ehrlichen Versuch macht, häusliches Elend getreu zu kopiren, ohne namhaft zu übertreiben, mündet in vernichtender Langeweile, wie die berufne „Familie Selike" beweist. Wer, gleich Sudermann in der „Ehre," zu den dunkeln Streifen die Komplementärfarben fügt, wird überhaupt nicht als zünftig anerkannt. Die brutalsten Themata sind die dankbarsten: Trunksucht, Mordlust, Unzucht werden mit Vorliebe dargestellt. Auch da das Laster, aber ohne Schleier, des Schmuckes bar, in widriger Nacktheit. Und die Betrachtung dieses Greuels heißt dann ersprießliche Erholung.

Wohin man sich wenden mag, es sind nicht viel Stellen, an denen einen nicht die Bereitwilligkeit verletzte, das Schlechte, moralisch Häßliche zu veranschaulichen. Und der Eifer wächst im Verhältnis zur Ohnmacht der einzelnen Bühnen. Wer nichts Besseres weiß, stellt zum Verbrecher gleich den Henker — natürlich einen echten — mit den Richtwerkzeugen. Aber auch reichbegabte Dichter, wie Wildenbruch, die bereits dargethan haben, daß sie nicht zu brüllen brauchen, um sich für Sänger halten zu dürfen, wollen der Modekrankheit ihren traurigen Tribut zahlen.

Der andringenden Schlammflut gegenüber erweist sich die Kritik als ein brüchiger Damm. Und schwerlich dürfte dies wunder nehmen. Spricht es doch einer ihrer Vertreter gelassen aus:

> Ueber das ewige Bemoralisiren! Die Welt wird nicht durch ethische Begriffe, sondern durch menschliche Notwendigkeiten regiert; man muß sie betrachten jenseits von Gut und Böse.

Der Satz ist nicht bloß ein Brandmal für seinen Urheber, sondern leider auch ein Losungswort für eine ganze Litteraturgruppe. Einige ehrenhafte Ausnahmen abgerechnet, ermangeln die täglichen Rezensionen der Rücksichtslosigkeit, womit das offenbar Verwerfliche zu behandeln einfach Pflicht ist. Unwillkürlich drängt sich die Befürchtung auf, daß unter den berufenen Bildnern des Volksgeschmacks jene Halbbildung ihr Spiel treibt, die von jeher blind war für die weltgeschichtliche Bedeutung sittlicher Normen.

Daher denn auch der oft verblüffende Mangel an wahrem Kunstsinn. Dieser Tage ist in Berlin das Denkmal Lessings enthüllt worden, den so mancher Kritiker als seinen Meister rühmt. Nun vergleiche man einmal die Blätter der Hamburgischen Dramaturgie, wo jede Dichtung stets an den höchsten Idealen gemessen wird, mit der Fülle jener Besprechungen von heute, die für die Würdigung eines Schauspiels gelegentlich die ekle Phrase bereit halten: „Es ist pikant!" Ja, was in aller Welt denn hat das „Pikante" mit der Kunst zu thun?

Aber es ist ein leidiges und undankbares Beginnen, den Finger auf die Wunde zu halten. Nützlicher jedenfalls, das unendlich schwierige Problem zu stellen, wie dem Uebel zu steuern sei. Der Gedanke ist ausgesprochen, das gebildete Publikum trage selbst die Schuld, weil es sich das Unerhörte gefallen lasse. Der Kundige weiß indessen, daß die meisten Bühnen ihre Anhängerschaft nicht innerhalb der abgeklärten, gesunden Elemente der Bevölkerung werben. Junge Männer, in deren Köpfen es noch gärt, fahrende Leute — die Franzosen sagen la Bohème —, Fremde bilden einen starken Anteil der Zuschauer, den Provinzialen nicht zu vergessen, der einmal in den Abgrund zu blicken für angemessen hält. Die „anständige Gesellschaft" geht teilnahmlos an den Volksvergnügungen vorbei, kümmert sich nicht darum, spricht kaum davon. Doch ergiebt sich eben hieraus vielleicht eine Antwort auf die aufgeworfne Frage.

Das Thema ist heikel. Darum nur ein schüchterner Hinweis auf eine Analogie! Es hat in Deutschland eine Zeit gegeben, wo es nicht für passend galt, sich mit der Presse abzugeben. Wer eine Würde inne hatte, wer etwas auf sich hielt, blieb ängstlich fern. Die Konsequenzen waren unvermeidlich, wurden sichtbar und — empfindlich. Das Zeitungswesen geriet in Hände, die daraus eine gewaltige und verderbliche Waffe schmiedeten. Da — erst spät — erfolgte bei den Wohlgesinnten die Erkenntnis des begangnen Fehlers und die notwendige Umkehr.

Der Deutsche, der eine natürliche Abneigung hat, sein Inneres nach außen zu kehren, steht heute zum Theater in einem ähnlichen Verhältnis wie seinerzeit zur Presse. Er genießt allenfalls, scheut aber jede Mitarbeit. Und doch ist die Bühne eine Macht. Und niemand, der die Geschichte des altgriechischen Schauspiels kennt, wird behaupten, daß sie notwendig von schädlichem Einfluß, eine Quelle des Unheils sei. Es kommt bloß darauf an, die richtigen Formen zu finden: dazu aber bedarf es der Hilfe vieler.*) E W M

Vom achtzehnten deutschen Protestantentage

Erste Hälfte

Der achtzehnte deutsche Protestantentag hat in diesem Jahre vom 7. bis 9. Oktober in Gotha getagt. Auf der letzten Generalversammlung in Bremen (1888) war der Beschluß gefaßt worden, „trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse auf dem mühevoll errungenen Platze auszuharren." Die Ungunst der Zeitverhältnisse dauert fort. Das zeigt sich in der Abnahme der Mitgliederzahl, in dem gänzlichen Mangel an Nachwuchs und am meisten vielleicht in dem Nachlassen der begeisterten Hingabe unter den Mitgliedern selbst und der Hinwendung vieler früher leitenden Kräfte zu andern Aufgaben. So bekannte denn auch diesmal der Vorsitzende, der die Verhandlungen mit vorzüglichem Geschick leitete, Kammergerichtsrat Schröder aus Berlin, daß der Verein nicht mehr von der lauten Zustimmung der Massen ge-

---

*) Obiger Artikel war eingegangen, ehe durch das Verbot des Sudermannschen Stückes „Sodoms Ende" aller Welt in Erinnerung gebracht wurde, daß es in Berlin noch eine Theaterzensur giebt. Den wunden Punkt daran traf Friedrich Lange, wenn er in der Täglichen Rundschau (Unterh.-Beil. 252) schrieb: „Wo bleibt die Zweckdienlichkeit in Bezug auf das angeblich auf diese Weise zu fördernde Staatswohl, wenn thatsächlich Jahrzehntelang kein noch so freches Stück französischer Bordell-Poesie durch die Polizei daran gehindert wurde, unsre obern Stände sittlich zu verseuchen, die ernsthaften Arbeiten ernsthafter deutscher Schriftsteller aber, die den Sumpf nicht schillernd und lockend, sondern häßlich und abschreckend darstellen, von derselben Polizei verboten werden? Hier liegt die größte Schwäche des polizeilichen Verfahrens, das ist der Punkt, mit dem man sich auf keine Weise aussöhnen kann. Ist es wirklich nötig, ist es etwa eine Art von aufgezwungner Wohlthat, die man sich um des guten Erfolges gefallen lassen könnte, wenn die Polizei über der öffentlichen Sittlichkeit wacht: warum gestattet sie dem Lessingtheater, seinen Namen Abend für Abend mit dem unbeschreiblich liederlichen „Fall Clémenceau" zu besudeln und sorgt ganz überflüssigerweise für seine Tugend durch das Verbot von »Sodoms Ende«?"

Inzwischen ist das Stück freigegeben worden. Wenn Karl Frenzel in der Besprechung der ersten Aufführung schreibt: „Daß einzelne den Mut hatten, die Zuchtlosigkeiten und Verlogenheiten abzulehnen, die ihnen vorgeführt wurden, hat mich mit einem gewissen Respekt vor dem Berliner Publikum [!] erfüllt. Gott sei Dank, es giebt noch »Moralfatzkes,« die den Mut ihrer Meinung haben" — wahrlich, so läßt das tief blicken. Und noch erschreckender wird die Perspektive, wenn er es wagen kann fortzufahren (Nat.-Ztg. 604): „Mir ist in solchen Stücken das Publikum ein ungleich anziehenderer Gegenstand als das Schauspiel. Wem gelten alle diese Ohrfeigen, welche die Dichter so freigebig austeilen? Ihm, dem Publikum, das sich vor Jubel nicht zu halten weiß. Wo sitzen die Adas und die Kittys des Herrn Sudermann? In den Logen, im Balkon des ersten Ranges. Hier ist Siegfried Meyer, dort ist Bruno Süßkind, an jenem Pfeiler steht Dr. Weiße. Und sie klatschen! Immer toller, je nichtswürdiger ihre Doppelgänger auf der Bühne sich gebärden. Jeden kitzelt es, daß der liebe Nachbar getroffen wird, er selber fühlt sich so reinlich und so zweifelsohne."

Ein nettes Sittenbild, das man da gewinnt. Die Bühne scheint darnach zwar keine moralische Anstalt, aber eine Anstalt zum Studium des Unmoralischen werden zu wollen. D H

tragen werde. Eine gewisse gedämpfte Stimmung der Resignation lag auf allen Beratungen.

Dennoch ist der diesjährige Protestantentag, wie der Berliner Neue Evangelische Gemeindebote schreibt, über Erwarten günstig verlaufen. 290 Teilnehmer waren anwesend, die Gothaer Bürgerschaft füllte sowohl die Kirche wie die Abendversammlung, — zieht man in Betracht, daß es sich doch um eine Parteiversammlung handelt, und sieht deshalb von einem Vergleich mit den andern großen kirchlichen Versammlungen des Jahres ab, so wird man die freudige Ueberraschung vieler alter Glieder des Vereins begreifen, daß so viele dem Rufe des Vorstandes gefolgt waren. Doch sollte man sich nicht täuschen, daß dieser Erfolg weniger der allgemeinen Hingabe an die leitenden Ideen des Vereins zuzuschreiben ist als dem Druck, der von oben herab gegen den diesjährigen Protestantentag geübt worden ist und eine lebhafte und starke Opposition in der Gothaischen Bürgerschaft hervorrief, die sich in um so regerer Teilnahme äußerte.

Es ist die Frage, ob es den Verhandlungen dieses Jahres wieder gelungen ist, diese Stimmung fruchtbar zu machen und bei vielen die alte Begeisterung zu erwecken. Die Themata der Vorträge waren zu diesem Zwecke glücklich gewählt, denn sie behandelten die zwei brennendsten Fragen der kirchlichen Gegenwart: die durch Sulze angeregte Schaffung lebendiger Gemeinden und Kaftans Forderung eines neuen Dogmas. Hat der Protestantentag in seinen diesjährigen Verhandlungen zu diesen beiden Fragen eine feste, einheitliche Stellung gefunden? Wird seine Stellung zu kraftvoller Arbeit anregen? Das sind die Fragen, die darüber entscheiden, ob die Kirche vom Protestantenverein Verständnis für ihre Lebensinteressen und Mitarbeit erwarten darf.

1

Zwei Vorträge hatten die Sulzesche Gemeindeorganisation zum Thema. Dekan Zittel aus Karlsruhe und Prediger Schmeidler aus Berlin sprachen über die Gemeindeorganisation der städtischen Bezirksgemeinde. Zittel sprach herzlich, warm, humorvoll, zustimmend zu Sulzes Ausführungen. Unsre Leser kennen diese zur Genüge; wir dürfen deshalb darauf verzichten, Zittels Vortrag im einzelnen wiederzugeben. Auch die Punkte, in denen er von Sulze abwich, namentlich seine Anerkennung der Personalgemeinden als eines Erzeugnisses evangelischen Ueberzeugungsglaubens, die Forderung, den Parochialzwang nicht auf die Wahl des Konfirmandenlehrers auszudehnen, der grundsätzliche Verzicht auf einen gottesdienstlichen Versammlungsort für je eine Bezirksgemeinde, alles dies sind Nebensachen, die man weniger als Widersprüche gegen Sulze, wie als durch örtliche Verschiedenheit bedingte Ergänzungen bezeichnen darf.

Dagegen hat der zweite Redner sich von vornherein auf den Standpunkt der Kritik gestellt. Ohne das Verdienst Sulzes schmälern zu wollen, müsse er doch hervorheben, daß der Gemeindegedanke nicht sein Monopol, sondern von jeher vom Protestantenverein vertreten sei. Auch die in unserm Blatte (Nr. 26, Sp. 609) aufgestellte Behauptung:

> Nachdem der kirchliche Liberalismus lange das Gemeindeprinzip als kirchenpolitischen Grundsatz hochgehalten — und damit naturgemäß wenig geschafft hat, denn die Gemeinden, für die er allerhand Rechte forderte, waren nicht vorhanden —, ist dieser Gedanke durch Sulze aus dem Kirchenpolitischen ins Religiös-Kirchliche übersetzt worden. Das bleibt seine geschichtliche That —

sei falsch; dies hier D. Sulze zugeschriebene Verdienst gebühre vielmehr dem Protestantenverein. Wenn man diesem aber zum Vorwurf mache, daß er das Gemeindeprinzip noch nicht in Praxis umgesetzt habe, so vergesse man, daß die kirchenpolitische Verfassungsfrage unumgänglich vorher gelöst sein müsse, und daß deshalb der Verein zu allererst in der Erkämpfung der kirchenpolitischen Freiheit seine Aufgabe habe sehen müssen. Sei aber der Gemeindegedanke christlich, nicht Sulzisch, so sei doch der Weg zu seiner Durchführung allerdings dessen Eigentum. Sulze vertrete seine Methode mit heftigem Rigorismus, der ein Zeichen kraftvoller Begeisterung, aber doch sehr gefährlich sei und nicht unwidersprochen bleiben dürfe. Unter den Gedanken Sulzes seien einige zu bekämpfen. So sein Angriff auf die Personalgemeinde, die bei der dogmatischen Zerrissenheit der Kirche der Gegenwart berechtigt sei. Dann sei seine Kritik der bestehenden Gebührenverhältnisse viel zu schroff, man könne sie für der Abänderung bedürftig betrachten, dürfe aber nicht meinen, daß die schlimmen Auswüchse notwendig damit verbunden seien. Ferner mache Sulze die Gemeindepflege zu einer Art sittlicher Disziplin und lege daher die Gefahr hierarchischer Ausnützung nahe; die Pfleger sollten aber nur zu den Gemeindegliedern gehen, wo sie etwas zu suchen hätten, zu Notleidenden und Kranken; ein unerbetener Besuch würde stets als Bevormundung empfunden werden. Auch müssen die in der evangelischen Kirche vorhandenen Parteiungen anders beurteilt werden, als dies von Sulze geschehen sei; auf den neutralen Gebieten der kirchlichen Verfassung und der Liebesthätigkeit wäre ja Einigkeit gewiß höchst wünschenswert, in andern Fragen, die dogmatisch verquickt wären, Pfarrwahlen, Gemeindekörperschaftswahlen, Einführung von Gesangbüchern und Agenden, Liturgieen und Schulbüchern sei eine aufrichtige Parteinahme der Gemeindeglieder ein Zeichen ernsten Wahrheitssinns und der Gleichgiltigkeit dagegen weit vorzuziehen. Sehr bedenklich erscheine weiter Sulzes Beurteilung der freien Vereine; in dem Zusammenwirken der Konfessionen auf dem Gebiete der freien Vereinsthätigkeit sei ein hohes Gut zu erblicken, und es sei nur dankenswert, wenn viele nicht rein kirchliche Aufgaben der Gemeinde abgenommen würden. Endlich sei es verkehrt, wenn Sulze das Prinzip verfochten habe: ein Geistlicher für eine Gemeinde. Es sei dies katholisierend und nicht einzusehen, warum nicht mehrere Geistliche neben einander in Eintracht an einer Gemeinde bauen könnten.

Aber trotz diesen Ausstellungen an der von Sulze empfohlenen Methode sei die Organisation lebendiger Einzelgemeinden als ein Ideal — vielleicht deshalb unerreichbar — doch mit allen Kräften anzustreben. Nur warnen und zur Vorsicht mahnen wollte der Redner. Aber dennoch empfahl er den Satz zur Annahme:

> Demokratisirung des Christentums mit der Aristokratie geisterfüllter Persönlichkeiten und mit der monarchischen Spitze des in der Gemeinde gepredigten und in der Gemeinde lebenden Christus erkennt der Protestantenverein als das wahre Gemeindeprinzip.

Es ist leicht zu erkennen, daß trotz der freundlichen Würdigung des Verdienstes Sulzes dieser Vortrag doch in allen wesentlichen Punkten von Sulze und damit auch von den Ausführungen Zittels abwich. Leider wurde jedoch in der kurzen, sehr dürftigen Debatte, die sich den beiden Vorträgen anschloß, dieser Gegensatz zwar durch Prediger Arndt zum Ausdruck, aber nicht zum Austrag gebracht, sodaß man nicht erkennen konnte, welchem von beiden Rednern die Mitglieder des Protestantenvereins denn eigentlich zuneigten.*) Die gefaßte Resolution und das an Sulze abgesandte Zustimmungstelegramm geben darauf nur eine ungenügende Antwort. Hatte der erste Redner zu freudiger Mitarbeit an der Gemeindeorganisation aufgerufen und namentlich den Laien die lebendige Anteilnahme an der Liebesthätigkeit der organisirten Einzelgemeinde ins Gewissen geschoben, so kann die Wirkung des zweiten Vortrags nur die gewesen sein, statt der Lust zur Mithilfe vielmehr Bedenken und Vorbehalte wachzurufen, vielleicht gar den Vorsatz zu wecken, etwa von andrer Seite unternommener Arbeit kritisch entgegenzutreten. Auf den Evangelisch-sozialen Kongreß, der doch den Sulzeschen Gemeindegedanken in erster Linie auf sein Panier geschrieben hat und dem doch hervorragende Mitglieder des Protestantenvereins angehören, wurde denn auch ein herber, suffisanter Seitenhieb geführt. Ich glaube nicht zu irren, daß viele — wenn nicht die Mehr-

---

*) Zum Beweise dafür, daß Sulzes Vorschläge innerhalb des Protestantenvereins keineswegs allgemeine Zustimmung finden, diene noch Folgendes: Auf der Mannheimer Diözesansynode des Jahres berichtete Dekan Ruckhaber, ein Mitglied des Protestantenvereins über „Seelsorge“ und unterschied dabei drei Systeme: erstens das radikale oder Sulzische, zweitens das abgeschwächte oder Zittelsche, die er beide ablehnte, drittens ein zwischen der jetzigen Ordnung und den Reformvorschlägen vermittelndes, das er empfahl. Ferner hat sich der Sekretär des Protestantenvereins, Werckshagen, in der Protestantenvereinskorrespondenz sehr entschieden gegen Sulzes Vorschläge ausgesprochen.

zahl der Mitglieder des Protestantenvereins — zum Gemeindegedanken ganz ähnlich stehen, wie Schmeidler. Daneben hat Sulze gewiß auch in den Reihen des Protestantenvereins begeisterte Anhänger. Namentlich ist der Berliner Prediger Arndt aufs wärmste für Sulze eingetreten und hat seinen kurzen Worten eine unverkennbare Spitze gegen Schmeidler gegeben. Aber doch muß konstatirt werden, daß der Verein zu dieser wohl größten Frage des praktisch-kirchlichen Lebens in der Gegenwart keine einheitliche Stellung gewonnen hat.

Das ist umsomehr hervorzuheben, als ja Schmeidler für den Protestantenverein den Anspruch erhoben hat, den religiösen Gemeindegedanken von alters her vertreten zu haben. Da ist es doch sonderbar, daß auf keiner kirchlichen Versammlung des Jahres, die sich mit dem Gemeindegedanken beschäftigt hat, eine so — ich kann es nicht anders nennen — zersetzende und kleinliche Kritik daran geübt ist, wie hier, und daß nirgends die religiöse, die biblisch-urchristliche Bedingtheit des Gemeindegedankens so zurückgetreten ist, wie hier. Ja ich möchte behaupten, daß, abgesehen von der Zustimmung, selbst das Verständnis des Gemeindegedankens in weiten Kreisen des Protestantenvereins ein sehr geringes ist.

Immer noch wird im Protestantenverein das Gemeindeprinzip viel zu sehr als eine Verfassungsfrage aufgefaßt. Schmeidler hat zwar zum Zeugnis dafür, daß der Protestantenverein die Gemeindeorganisation stets als eine sittlich-religiöse Frage aufgefaßt habe, sich auf einige Kundgebungen des Vereins aus vergangenen Jahren berufen, nämlich auf Holtzmanns Thesen über die Kirchenverfassungsfrage 1873, auf Schmeidlers Thesen über die preußische Landeskirche und den deutschen Protestantismus 1880, auf die Ansprache des Delegirtentages am 7. November 1882 und auf die Erklärung des ständigen Ausschusses vom 30. April 1884 über den Schutz des Gemeinderechts.*)

Ich habe diese Erklärungen alle sorgfältig geprüft und kann es nur als eine bedauerliche Selbsttäuschung bezeichnen, wenn man darin den Sulzischen Gemeindegedanken oder überhaupt einen sittlich-religiösen Gemeindegedanken finden will. Denn der Gemeindegedanke ist doch nicht bloß Sorge dafür,

> daß die freisinnigen evangelischen Christen sich mit dem ganzen Schwergewicht christlicher Gesinnung in der Kirche geltend machen (S. 52)

oder der Hinweis auf

> die Pflicht der Gemeindegenossen selbst, ihre volle Treue gegen das kirchliche Gemeinschaftsleben in allen Beziehungen zu bethätigen und unermüdlich das eigne kirchliche Recht wahrzunehmen (S. 55),

vor allem aber nicht bloß die Forderung,

> daß seitens der Gemeinden verfassungsmäßige Rechte standhaft verteidigt, Minoritäten gebührend berücksichtigt, insbesondre aber auch unter Aufgebung der noch immer weit verbreiteten religiösen Gleichgiltigkeit dem Gottesdienste und dem kirchlichen Leben erhöhte Teilnahme zugewendet und die sozialen Aufgaben der Kirche mit neuem Interesse in Angriff genommen werden (S. 99).

Das alles sind gewiß gute und berechtigte Gedanken, aber sie sind weit entfernt von Sulzes Anregungen. Sulze hat die Einzelgemeinde zum Quell- und Thatorte des religiös-kirchlichen Lebens erhoben. In den angeführten Stellen ist von der Einzelgemeinde entweder gar nicht oder doch nur im Sinne einer äußerlichen Rechtsgemeinschaft die Rede. Der grundlegende Unterschied aber ist der: vom Protestantenverein sind die Rechte der Gemeinde, von Sulze vor allem ihre Pflichten betont worden.

Aber ist jenes nicht die notwendige Vorbedingung für dieses? Schmeidler hat dies behauptet, und wir stimmen ihm darin bei, daß allerdings die rechtliche Abgrenzung der Einzelgemeinde der Boden sein muß, auf dem das innere Leben sich aufbauen muß. Deshalb können wir auch dem ersten Redner darin nicht beifallen, daß er vor einem Eingreifen des Kirchenregiments in die Organisation der Einzelgemeinde warnte, meinen vielmehr, daß gerade dem Kirchenregiment und den Synoden durch Sulze eine hohe Aufgabe ins Gewissen geschoben

*) Der allgemeine deutsche Protestantenverein in seinen Statuten, den Ansprachen seines engern, weitern und geschäftsführenden Ausschusses und den Thesen und Resolutionen seiner Hauptversammlungen 1865—1888. Berlin, Haack. 2. Aufl. S. 50, 53, 79, 97.

ist, die sie möglichst schnell lösen sollten. Aber entschieden abzuweisen ist es, wenn Schmeidler nun auch den ganzen Kampf um den Schutz des Gemeinderechts als ein Moment des Sulzischen Gemeindegedankens hinstellen will. Auch ohne eine befriedigende Kirchenverfassung, auch ohne völlig freies Pfarrwahlrecht, auch ohne konstitutionelle Garantien läßt sich das Sulzische Ideal der Wirklichkeit näher bringen.

Das giebt auch der Vorsitzende des Gothaischen Protestantenvereins, Rechtsanwalt Strenge, zu, wenn er in einem Vortrage „über Einführung einer Kirchenverfassung für das Herzogtum Gotha"*) sagt:

> Kirchengemeindeverfassung und Landeskirchenverfassung hängen nicht notwendig zusammen und bedingen sich nicht. Zum Begriff der evangelischen Gemeinde ist keineswegs nötig, daß sich viele Gemeinden zu einer Kirchengemeinschaft zusammenschließen. (S. 11).

Ja die rechtliche Freiheit und der Anspruch auf Selbstverwaltung der Gemeinde wird sich erst da durchsetzen, wo die Gemeinden wirklich lebendige Größen sind.

Wie verschieden die Motive dieses vom Protestantenverein geführten kirchenpolitischen Kampfes von denen des Sulzischen Gemeindegedankens sind, das tritt aber ganz besonders in einer Unterlassungssünde hervor, die in Gotha offensichtlich vor aller Augen lag. Hier hat Jahrzehnte hindurch der kirchliche Liberalismus das unbeschränkte Regiment in Händen gehabt, — und was ist hier für den Gemeindegedanken geschehen? So wenig, wie sonst nirgendwo. Hier hat die Gemeinde weder Rechte, noch übt sie ihre Pflichten; von einem festen Zusammenhange innerhalb der Einzelgemeinden ist gar keine Rede; es giebt keine Gemeindekirchenräte, keine Gemeindevertretung; in den Städten herrscht unbeschränkte kirchliche Freizügigkeit; auf dem Lande ist der Geistliche für jede, auch die kleinste Ausgabe auf die Zustimmung des Landrats oder des — Dorfschulzen angewiesen. Hier sind also nicht einmal die Ansätze der Kirchenverfassung, geschweige einer Gemeindeorganisation vorhanden? Und woher dies?

> Das Bedürfnis ist weniger stark empfunden, weil das Kirchenregiment viele Jahrzehnte hindurch im toleranteſten Sinne geführt worden ist. (Strenge a. a. O., S. 1.)

Ja die Angst, daß diese „äußerste Toleranz" durch eine Kirchenverfassung beschränkt werden könnte, hat 1865 die Einführung einer Kirchenverfassung verhindert! (Ebenda, S. 2.)

Endlich ist allerdings 1874 wiederum der Versuch gemacht — aber woran ist er wieder gescheitert? An dem vielgerühmten und umworbenen liberalen Bürgertum, das im Landtage seine Zustimmung verweigerte, an demselben Bürgertum, das ein Grundpfeiler des Protestantenvereins ist. Es war auch hier das Pochen auf die Rechte, das dem religiösen Motiv der Pflichterfüllung hinderlich in den Weg trat. Neuerdings ist freilich vom Protestantenverein energischer der Versuch gemacht worden, eine Verfassung zu erreichen, aber die Motive sind wie früher nicht die des Ausbaues der christlichen Gemeinde nach dem Ideale der Urchristenheit, sondern die Ueberzeugung, daß

> infolge des Wechsels in den obersten Staatsstellen, ... vor allem weil der oberste Geistliche des Herzogtums Gotha einer wesentlich andern kirchlichen Richtung angehört, als der verstorbne Schwarz, ... neue gesetzliche Institutionen erforderlich seien zur Gewährleistung gleichförmiger und gleichmäßig toleranter Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten für die Zukunft. (Ebenda, S. 2 f.)

Das ist ein beweiskräftiges Beispiel dafür, daß der Kampf um die Kirchenverfassung, den der Protestantenverein geführt hat, nicht den religiösen Motiven des Sulzischen Gemeindeprinzips, sondern dem Interesse der Partei entsprungen ist. Und diese in Gotha sich geradezu aufdrängende Thatsache hätte den diesjährigen Protestantentag abhalten sollen, sich als den Träger des religiösen Gemeindeprinzips hinzustellen. Dieser Ruhm gebührt ihm nicht. Er hat bisher ebenso wenig wie andre kirchliche Parteien dafür gethan, und lediglich die Zukunft wird darüber entscheiden, ob es ihm ernst damit ist. Nach der oben geschilderten Zwiespältigkeit in seiner Stellung dazu ist freilich wohl wenig Hoffnung, daß er in eine kraftvolle Mitarbeit eintritt.

E F

*) Gotha, Stollbergsche Buchdruckerei.

Bücher und Schriften

(Der gute Hirt in der altchristlichen Kunst) Von Dr. Hans Heinrich Bergner. Mit zwölf Tafeln. Berlin, Speyer u. Peters, 1 Mk. Verfasser will in diesem gefällig geschriebenen Büchlein darthun, auf welchem Wege die Darstellung Christi unter dem Bilde des guten Hirten in der altchristlichen Kunst heimisch geworden ist. Nach katholischer Seite hin sich wahrend gegen die völlig unhistorische Interpretation der altchristlichen Kunstwerke, die in ihnen bereits ihr derzeitiges Dogma ausgeprägt findet, nach protestantischer Seite die nicht minder ungeschichtliche Hyperkritik zurückweisend, die den Inhalt jener Darstellungen als völlig gedankenlose aus der Antike herübergenommene Dekoration ausgiebt, zeigt er, daß der Geist der Gemeinde den Typus des guten Hirten in bewußter Ableitung aus der Parabel des Lukas selbständig geschaffen hat. Freilich mußte das junge Christentum, das keine neuen Kunstformen zu bilden vermochte, hinsichtlich der formellen Ausführung ihres Hirten sich an die Antike anlehnen; aber der gute Hirt ist darum keine Nachahmung des widdertragenden Hermes oder heidnischen Hirtenknaben. Zuerst und am häufigsten findet sich der gute Hirt auf Katakombenbildern: die eschatologisch gerichteten Gedanken der Gemeinde fanden in ihm „ihr innerstes Lebenselement auf eine kurze Formel gebracht, eine Hoffnung den Sterbenden, ein Trost den Ueberlebenden, den sie mit wenig Stichen auf die Grabeswände schrieben." Von den Wandgemälden kommt dann — wie der Verfasser vermutet, um die Wende des zweiten Jahrhunderts — die Gestalt des guten Hirten auf die Sarkophage, erhält hier zuerst den Ehrenplatz in der Mitte, bildet auch hier einige Zeit fast das einzige ausdrucksvolle Symbol des christlichen Glaubens, muß dann aber vor Porträts oder Inschriften zur Seite weichen und wird endlich zu einem bloßen Dekorationsstück, das handwerksmäßig gebildet durch den Einfluß der profansten antiken Hirtendarstellungen dem innersten Empfinden der Christen fremd wird. Die Abhandlung, die zwischen extremen Auffassungen in maßvoller, sachlicher Art zu vermitteln sich bemüht, ist ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der altchristlichen Kunst. P L

(Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes) Von Verus. Barmen, Hugo Klein. 80 Pfge. Ein ebenso zeitgemäßes als instruktives Büchlein, das besonders jener leider noch großen Zahl von Protestanten empfohlen sei, die in der Unfehlbarkeit nur eine harmlose Schrulle Pius' IX. erblicken und sich einbilden, die Welt sei über diesen Anachronismus längst zur Tagesordnung übergegangen. Man vergegenwärtige sich, wie dieses Dogma entstanden ist, wie viel List, Betrug, Gewalt und Intriguen aufgeboten werden mußten, den unerhörten jesuitischen Gewaltstreich vom 19. Juli 1870 zu vollführen! Man lasse sich über die ungeheure Tragweite dieses Dogmas belehren, das auch nach rückwärts allen von Päpsten je erhobenen Ansprüchen, einer Bulle Unam sanctam u. s. w., die Geltung göttlicher Orakel verleiht; man betrachte mit offenem Auge die bereits heute zu Tage tretenden Folgen des neuen Dogmas, und man wird zur Einsicht gelangen, daß auch der Protestantismus im Interesse der Selbsterhaltung seine besten Waffen zu seiner Bekämpfung aufbieten muß. In letzter Hinsicht findet es unsere volle Zustimmung, wenn Verus schreibt: „Christus ist das Wörtlein, der kindliche Glaube an ihn die Kinderhand, welcher der Riese erliegt." Möge jeder, der sich berufen fühlt, wider den Riesen zu kämpfen, in dieser Waffe seine Kraft und Ausdauer suchen! E

(Der religiöse Wahnsinn) beleuchtet von H. Werner, Pfarrer in Langenberg (Rheinland), früherem Irrengeistlichen. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XV, 3 u. 4.) Stuttgart, Belser. 2,20 Mk. Gerade in christlichen Kreisen bedarf man vielfach einer Klärung des Urteils über das Wesen der Geisteskrankheit. Es ist darum freudig zu begrüßen, daß von einem sachkundigen Theologen die Thatsache aufrichtig zugestanden wird, daß Geisteskrankheiten Gehirnkrankheiten sind, also auf körperlicher Grundlage beruhen. Aus diesem Zugeständnisse erwächst die Einsicht, daß die Heilung geistiger Erkrankung nicht von religiösem Zuspruche, sondern von einer vernünftigen ärztlichen Behandlung zu erwarten sei, wenn nicht bereits derartige Veränderungen im Gehirn vorgegangen sind, daß die Krankheit als unheilbar gelten muß. Auch der religiöse Wahnsinn ist nicht als eine besondere Form der geistigen Erkrankungen anzusehen, sondern unterscheidet sich von den andern Erscheinungsformen lediglich dadurch, daß der Inhalt der Wahnvorstellungen gerade aus dem religiösen Gebiete entnommen ist. Wen etwa eine ängstliche Furcht vor dem aus solcher Anschauung angeblich folgenden Materialismus von obigem Zugeständnisse zurückhält, dem können insbesondre die Partien des Büchleins empfohlen werden, in denen die Erklärung der krankhaften Erscheinungen aus dämonischer Besessenheit als unhaltbar zurückgewiesen wird. Leider ist der für den bibelgläubigen Christen schwierigste Punkt, die Auseinandersetzung mit den Dämonenheilungen des Neuen Testaments, leichthin übergangen, indem jene Krankheitserscheinungen als verschieden von den heutzutage auftretenden bezeichnet werden, wozu uns die Darstellungen der Evangelien kein Recht geben. Die nüchterne Beurteilung der Blumhardtschen Heilungswunder sowie der Bericht über manche zum Teil ergreifende Krankheitsgeschichten sind lesenswert. Das besonnene Urteil des Verfassers zeigt sich nicht minder in der Warnung vor zu reichlicher Zuführung geistlicher Gedanken an religiös Wahnsinnige und vor direkter Bekämpfung der Wahnvorstellungen als in der Wertschätzung einer gesunden Frömmigkeit für die Erhaltung eines gesunden Geisteslebens. J N

(David und Jonathan) Dramatische Dichtung von B. Kühn. Verlag des Sächsischen Jünglingsbundes. Einzeln 15 Pfge., 10 Stück 1 Mk. David und Jonathan hat nichts mit den historischen Personen dieses Namens zu thun, als daß in der Dichtung zwei gute Freunde vorkommen, von denen der eine bei seinem Vater für den andern eintreten muß. Der Vater Jonathans heißt zwar nicht Saul, aber Raschmann, wodurch er als Saul verwandt bezeichnet ist. Auch ist Jonathan Raschmann glücklicher als sein biblischer Namensvetter, da es ihm gelingt, seinen Freund David Redlich wirklich aus der schlimmen Lage zu befreien. Das Stückchen spielt in einem Kontor und hat die etwas zu stark hervortretende Tendenz, den christlichen Jünglingsverein zu empfehlen und zur Enthaltsamkeit von Alkohol zu mahnen. Diese zu enge Tendenz macht das Stückchen nur zu Aufführungen in christlichen Jünglingsvereinen geeignet. Aber welche Wirkung kann es in diesen noch haben? Ich denke, man sollte bei solchen Absichten etwas tiefer graben, damit nicht schon die Zugehörigkeit zu dem Vereine tadelloses Benehmen zu gewährleisten und vor jedem Unrecht zu schützen scheine. K M

(Zur Besprechung eingesandte Bücher)

Wendt, Der Inhalt der Lehre Jesu. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 12 Mk.

Kardec, Der Himmel und die Hölle oder die göttliche Gerechtigkeit nach den Aufschlüssen der Kunde vom Geist. Ueberseßt von Feller. Berlin, Stegismund. 464 S. Preis ?

Löhr, Die Offenbarung Johannis. Leipzig, Ungleich. 1 Mk.

Handkommentar zum Neuen Testament. Zweiter Band. Erste Abteilung: Schmiedel, 1. 2. Thessalonicherbrief. 1. 2. Korintherbrief. 1. Hälfte. Freiburg, Mohr. 1,80 Mk.

Grau, Bibelwerk für die Gemeinde. Neues Testament. 8. und 9. Lieferung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Je 1,20 Mk.

Hase, Handbuch der protestantischen Polemik. 5. Aufl. 1. Abteilung. Der gesammelten Werke Band IX, erster Halbband. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 5 Mk.

Kattenbusch, Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde. 1. Lieferung. Freiburg, Mohr. 3,60 Mk.

Gottschick, Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie. Ebd. 4 Mk.

v. Marschall, Religiöse Weltanschauung. 3. Aufl. Berlin, Reuther. 1,50 Mk.

Die biblischen Wundergeschichten. Vom Verfasser des Buches „Im Kampf um die Weltanschauung." 3. und 4. Aufl. Freiburg, Mohr. 1 Mk.

Achelis, Christusreden. Ebenda. 3 Mk.

Frommel, Festflammen. Bremen, Müller. Brosch. 2,25 Mk.

Eckert, Die Epistolischen Perikopen für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs, erklärt für Lehrer und Seminaristen. Altona, Schlüter. 4 Lieferungen, jede 50 Pfge.

Fricke, „Der Mann vor seinem Bilde im Spiegel." Predigt bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seines Pfarramts an St. Petri in Leipzig gehalten. Leipzig, Levien. 50 Pfge.

Kirmß, Unser Zeugnis von dem, was wir gesehen und gehört haben. Predigt zur Eröffnung des XVIII. Protestantentages zu Gotha. Berlin, Haack.

Rohde, Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist. Gastpredigt gehalten in Chemnitz. Chemnitz, Roeder. 25 Pfge.

Christliches Gedenkbuch für die Sonn- und Festtagspredigten, insbesondre den Konfirmanden gewidmet. Mit Vorwort von Kühn. Leipzig, Levien. Broschirt 1 Mk.

Heidrich, Handbuch für den Religionsunterricht in den obern Klassen. Zweiter Teil: Heilige Geschichte. Berlin, Heine. 6,60 Mk.

Wiese, Die Bildung des Willens. 5. Aufl. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1,20 Mk.

Trüper, Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung angesichts der sozialen Schäden der Gegenwart. Gütersloh, Bertelsmann. 1 Mk.

v. Treitschke, Die Zukunft des deutschen Gymnasiums. Leipzig, Hirzel. 1,20 Mk.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgeg. von Ungern-Sternberg und Dietz. Band XV, Heft 6:
Blanckmeister, Die Pietät und ihre Pflege in Volk und Haus. Stuttgart, Belser. 1 Mk.

Menger, Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Tübingen, Laupp. 2 Mk.

Bleicken, Die Wohnungsfrage. Altona, Meyer. 16 S. Preis?

Siebenter Jahresbericht des Vereins für Arbeiterkolonien in Württemberg. Stuttgart, Scheufele. 36 S.

Laupp, Ein Wort an Eltern und Erzieher über die erste Entwicklung und Leitung der Kinder. München, Uebelen. Postfrei 28 Pfge.

Eitner, Die Jugendspiele. 3. Aufl. Kreuznach und Leipzig, Voigtländer. 2 Mk.

Fortsetzung in nächster Nummer.

Verschiedenes

(Noch einmal die denkwürdige Reformationsfestpredigt) Zwei Briefe

Sehr geehrter Herr! Mit Ihrem in der Christlichen Welt Nr. 43 abgedruckten Artikel über die berühmte Reformationsfestpredigt von 1800 haben Sie sicher viel Freude verursacht, aber auch zu reichen Debatten Veranlassung gegeben. Auch unser Dienstagskonvent, zusammengesetzt aus emeritirten Pastoren, pensionirten Juristen und einem in den Ruhestand getretenen Mediziner, hat sich die Gelegenheit zu lebhaften und interessanten Debatten nicht entgehen lassen. Dabei sind aber von

einem Juristen Zweifel erhoben worden an der Thatsächlichkeit des besprochnen kurfürstlichen Erlasses vom 3. November 1800, und zwar aus innern Gründen, weil sich eine derartige Verordnung von einem katholischen und dazu noch streng katholischen Fürsten nicht gut denken lassen solle, sodann aber besonders aus äußern Gründen, weil die Eingangsformel des Erlasses nicht dem damals üblichen Zopf entspreche, eine derartige Kundgebung des Kurfürsten auch nur denkbar sein solle bei vorhandner Unterschrift Friedrich Augusts oder wenigstens seines Kabinetssekretärs. Daß aber auch anderseits das Bedürfnis nach vollkommner Klarheit empfunden wird, geht daraus hervor, daß Herr Oberkonsistorialrat Dr. F. im Staatsarchiv nach dem Original der Verordnung nachforschen will. Im Namen und Auftrage unsers Konvents erlaube ich mir darum die ergebenste Bitte um Auskunft, wo Sie diese Verordnung vom 3. November 1800 gefunden haben, ob im Original oder in einem die kurfürstlichen Erlasse enthaltenden Sammelwerke oder in einer historischen Darstellung, welche die Möglichkeit nicht ausschließen würde, daß die Verordnung im Laufe der Zeit durch Abschreiben eine etwas andre Physiognomie angenommen haben könnte, wie dies ja bei chronologischen Angaben häufig der Fall ist. In Hoffnung u. s. w. . . .

J . . . . . . g

Sehr geehrter Herr! . . . Ihr Zweifel an der Zuverlässigkeit meiner Angaben ist durchaus unberechtigt. Ich gestehe allerdings dem Herrn Juristen insofern eine gewisse Berechtigung zur Beanstandung zu, als es heutzutage kaum mehr vorkommen dürfte, daß ein streng katholischer Fürst solch eine gut evangelische Kundgebung in die Welt gehen läßt. Während im Jahre 1800 die beiden Kirchen als Schwesterkirchen neben einander standen, stehen sie im Jahre 1890 gegen einander, und Sie wissen eben so gut wie ich, welche Kirche das friedliche Verhältnis gestört und zuerst eine feindselige Haltung eingenommen hat. Zu verwundern ists also nicht, wenn im Jahre 1890 angesichts dieser Kundgebung des katholischen Fürsten der Ruf erschallt: Das kann nicht möglich sein! Und doch ists so. Ich liefere Ihnen den Beweis. Meine Angaben sind wörtlich genau und streng zuverlässig. Sie verlangen den zopfigen Eingang? Hier ist er: Von Gottes Gnaden Friedrich August, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen u. s. w. Kurfürst. Ich hatte in meinem Aufsatze, den Lesern zu lieb, den langen Zopf etwas beschnitten. Sie wünschen auch die Unterschrift des Kabinetssekretärs? Hier ist sie: von Burgsdorff. Ich kann Ihnen sagen, daß dieser Burgsdorff, einer der getreuesten Freunde des Kurfürsten, seit dem 3. Oktober 1793 Konferenzminister war. Die Kundgebung ging also nicht vom Konsistorium aus, wohl aber ist sie an dasselbe gerichtet. Sie wird erlassen — wohl auf Antrag des Konferenzministers — vom Kurfürsten selbst in einer Form, wie sie damals wohl für jedes kurfürstliche Edikt üblich war. — Und wo habe ich nun dieses Reskript gefunden, das in Ihren Kreisen ein „allgemeines Schütteln des Kopfes“ hervorgerufen hat. Ich besitze die Urausgabe der Reformationspredigt von 1800, „zu haben Dresden in dem Museum, Pirna in der Buchhandlung von Arnold und Pinther. 8°. 30 S.“ mit einer Vorerinnerung Reinhards vom 6. November 1800 und dem Abdruck der kurfürstlichen Verordnung. Reinhard bemerkt dabei, „daß ein höchstes Reskript, welches an den Kirchenrat und das Oberkonsistorium in dieser Sache ergangen ist, hier nach seinem ganzen Inhalte beigefügt wird.“ Dieses Reskript habe ich dann in meinem Aufsatze wörtlich mitgeteilt. Ohne Zweifel ist das geschriebene Original des Reskripts noch im Hauptstaatsarchiv vorhanden; ich würde mich freuen, darüber seiner Zeit Nachricht zu bekommen. . . . Hochachtungsvollst

F B

(Auch eine konventionelle Lüge) Die Frage an unsre Rechtskundigen in Nr. 42 ist uns von juristischer Seite nirgendher beantwortet worden, dagegen hat sie im vorliegenden Einzelfalle durch freundliche Mitteilungen andrer wenigstens teilweise eine sehr unerwünschte Erledigung gefunden. Die Schrift „Auch eine konventionelle Lüge. Studien über Liebe, Ehe und Unsittlichkeit von einem evangelischen Geistlichen,“ deren Inhalt uns als überaus gemein von allen Seiten bestätigt wird, ist leider in der That von einem Manne verfaßt, der wenigstens zur Zeit ihres Erscheinens evangelischer Geistlicher war, nämlich Domhilfsprediger in Bremen. Er ist nach Bekanntwerden seiner Verfasserschaft aus seinem Amte entlassen und aus der Liste der anhaltinischen Predigtamtskandidaten, denen er durch seine Herkunft zugehörte, gestrichen worden. Eine Frage an die Rechtskundigen bleibt aber dennoch übrig. Nämlich nicht nur die hypothetische, was für Rechtsmittel dem Pastorenstande zu Hilfe kommen, falls sich ein Schriftsteller zu seiner Unehre des Pseudonyms eines „evangelischen Geistlichen“ bedienen wollte, sondern die immer noch auf den gegenwärtigen Fall zutreffende, ob denn die Schrift nach der Absetzung des Betreffenden als „von einem evangelischen Geistlichen“ herrührend neu aufgelegt und weiter verbreitet werden darf. In diesem Fall läge doch ein öffentliches Aergernis vor, wogegen unser Recht Schutz bieten müßte.

R

Briefkasten der Redaktion

Die Herren Mitarbeiter, denen zu Weihnachtsgeschenken geeignete Bücher zur Anzeige zugegangen sind oder die sonst solche zu bezeichnen in der Lage wären, werden gebeten, ihre Empfehlungen ohne Verzug einzusenden.

D H

Quittung

Für das Diakonissenhaus des evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall: 133,50 Mk. durch Sch, Gandersheim.

Für die Lutherkirche in Rom: 116,30 Mk. von demselben; 10 von S, Schmalkalden, 9 von H J, Bernburg.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Einen guten schwarzen Thee

empfehle per **Pfund** zu 2 Mark, eine feine Sorte zu 2,40, hochfeine Peccos zu 3, 4 und 5 Mark. Da ich **ausschließlich** Thee führe, bin ich im stande, diesem Artikel meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Emden, Ostfriesland. **Hilrich de Vries.**

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franco für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Fritz Borstell's Lesezirkel,

verbunden mit der

Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.

Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 ℳ	40 ℳ	50 ℳ	75 ℳ	125 ℳ	200 ℳ

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Schulandachten von **W. Bornemann,** Prof. und geistlicher Inspektor am Kloster Unsrer Lieben Frauen in Magdeburg. 1889. VI, 198 S. gr. 8°. M. 2.—

Im Auftrage des Herrn Kultusministers Dr. von Goßler von den Königl. Preuß. Provinzialschulkollegien den Herren Schulvorständen, bezw. den Lehrerkollegien sämtlicher höheren Lehranstalten empfohlen.

Cand. theol., der z. Z. den Seminarkursus absolvirt, **sucht** für Neujahr Stellung als **Hilfsprediger.** Beste Zeugnisse u. Empfehlungen stehen zu Gebote. Gefl. Offerten sub **W. F. 18 Delitzsch** postlagernd erbeten.

Im Verlage von **R. Reich,** vorm. **C. Detloffs Buchhandlung** in **Basel** ist erschienen:

J. Kaftan,

D. u. Prof. der Theologie in Berlin:

Das Wesen der christlichen Religion. 2. Aufl. brosch. M. 8.—

Die Wahrheit der christlichen Religion. Brosch. M. 9.—

Die Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben. Brosch. M. 1.60.

Das Evangelium des Apostels Paulus in Predigten der Gemeinde dargelegt. Brosch. M. 2.40

Das Leben in Christo. Acht Predigten. Brosch. M. 2.—

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:

SANG UND KLANG

Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Herausgegeben von F. A. Krais. In Satin gebunden 7 M., in Seide und Lederband 12 M.

Für das christliche Haus.

Sonntagspredigten

von **Friedrich Spitta.**

Preis geheftet Mk. 2,40, gebunden Mk. 3,20.

Diese soeben erschienene Predigtsammlung des Straßburger Universitätsprofessors und so außerordentlich beliebten Kanzelredners eignet sich auch vorzüglich als Festgeschenk.

Verlag von **C. F. Schmidts Universitäts-Buchhandlg. (Friedr. Bull)** in **Straßburg** und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Tägliche Andachten zur häuslichen Erbauung

von D. **J. Müllensiefen.**

Neue, vollständig durchgesehene und um 8 Beichtbetrachtungen vermehrte Auflage. **Gebunden 7 Mk. 50 Pfge.** Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Verlag von **Eugen Strien in Halle a/S.**

Alle gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend, Prospekt gratis. **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je 1 Beilage vom Süddeutschen Verlags-Institut in Stuttgart, D. B. Wiemann in Barmen, vom Zentral-Ausschuß für innere Mission in Berlin, und von H. Reuthers Verlagsbuchhandlung in Berlin